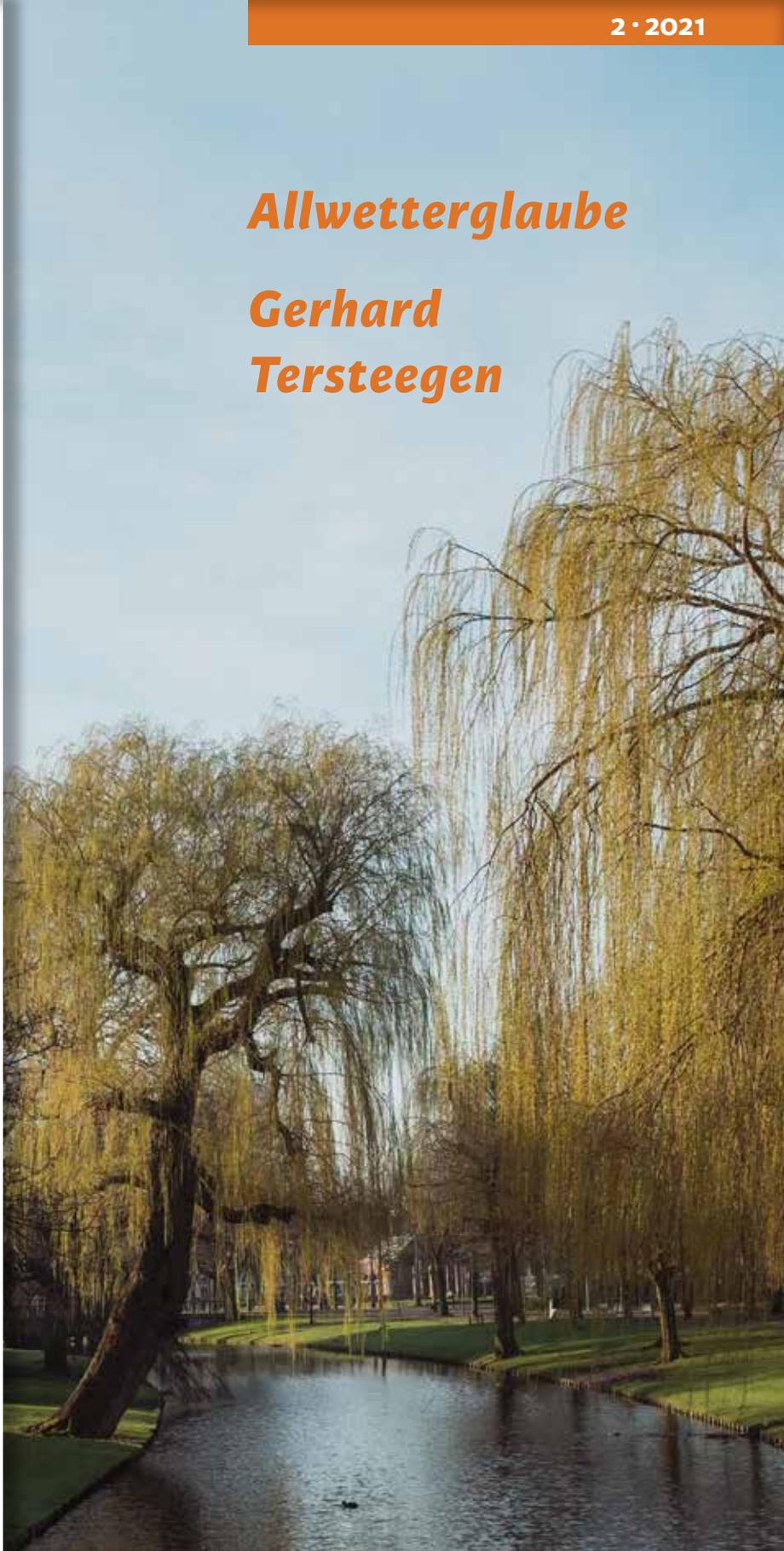


Zeit & Schrift

Allwetterglaube

*Gerhard
Tersteegen*



Editorial

3 »Erbärmliches Geschwurbel«

Michael Schneider

Bibelstudium

4 Wenn du Gottes Sohn bist

Horst von der Heyden

Prophetie

9 Achte auf den Unterschied

Bernd Grunwald

Bibel im Alltag

18 Allwetterglaube (Psalm 137)

Ulrich Müller

Geschichte

28 Gerhard Tersteegen – ein »Großvater« der deutschen Brüderbewegung (1)

Armin Lindenfelser

Vor-Gelesen

34 Stephen McQuoid: Die Gute Nachricht GUT weitergeben

Henrik Mohn

Die Rückseite

36 Gottes Hände – Jesu Hände

Autor unbekannt

Zeit & Schrift

24. Jahrgang 2021

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneidg@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 12 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

»Erbärmliches Geschwurbel«

Dass die Coronakrise – genauer: die Coronapolitik – die Menschen entzweit, ist inzwischen allgemein bekannt und oft genug beklagt worden. Am deutlichsten sieht man diese Entzweiung in den sozialen Netzwerken, wo die verfeindeten Lager einander tagtäglich bekämpfen, und nirgendwo ist dieser Kampf erbitterter als beim Kurznachrichtendienst Twitter.

Von einem Medium, das die Textlänge auf 280 Zeichen begrenzt, wird man von vornherein kein hohes Diskussionsniveau erwarten dürfen, aber auch auf Sachlichkeit scheinen die meisten Nutzer wenig Wert zu legen. Stattdessen sind emotionale Urteile und persönliche Beschimpfungen an der Tagesordnung. Kritik an den Coronamaßnahmen ist für die Gegenseite grundsätzlich »Geschwurbel«, und immer wieder werden – von beiden Seiten – Positionen der anderen mit dem Attribut »erbärmlich« belegt, das geradezu ein neues Modewort zu werden scheint.

»Erbärmlich, wenn ein Verfassungsrichter so eine Aussage trifft«, heißt es da beispielsweise, oder: »Diese Landesregierung ist so erbärmlich, dass ich am liebsten schreien würde.« Jemand fragt rhetorisch: »Wie erbärmlich ist die Regierung Merkel?«, ein anderer hat für die Polizei »nur noch zwei Worte übrig: lächerlich und erbärmlich«. Dazwischen immer wieder persönliche Beschimpfungen: »Du bist erbärmlich.« »Sie sind so erbärmlich, da fehlen mir die Worte.« »Wirklich erbärmlich, was Sie hier so absondern.« »Dieser und viele weitere Ihrer Ergüsse sind schlicht erbärmlich.«

Die Renaissance dieses Wortes, dessen Gebrauchshäufigkeit laut dem *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* (www.dwds.de) von Anfang des 17. bis Ende des 20. Jahrhunderts nahezu kontinuierlich abgenommen hatte, ist einigermaßen erstaunlich. Im Althochdeutschen bedeutete es »Erbarmen erregend«, im Mittelhochdeutschen »barmherzig, erbarmenswert«, im Neuhochdeutschen trat zunehmend die Bedeutung »sehr schlecht, miserabel« in den Vordergrund, wobei immer noch eine starke emotionale Komponente vorhanden ist, entweder im positiven (»mitleiderregend«) oder – heute wohl

vorherrschend – im negativen Sinne (»verabscheuungswürdig, verwerflich«). Pate gestanden hat für die jüngste Entwicklung möglicherweise das englische Wort *pathetic*, das in der Umgangssprache seit dem 20. Jahrhundert ebenfalls vorwiegend als Ausdruck der Geringschätzung und Verachtung verwendet wird.

Nun könnten uns solche Streitereien auf Twitter eigentlich kaltlassen – wir müssen uns ja nicht daran beteiligen, und eine christliche Gesprächskultur werden wir von der »Welt« ohnehin nicht erwarten können. Aber auch unter Christen ist der Ton durch die Coronakrise merklich rauer geworden; auch ihnen gelingt es häufig nicht mehr, sich ruhig und sachlich über ihre Standpunkte auszutauschen, sondern auch sie greifen zu emotionalen, verletzenden Werturteilen (die hier besprochenen Wörter *Geschwurbel* und *erbärmlich* sind mir auch in christlichen Kontexten wiederholt begegnet) bis hin zu persönlichen Herabsetzungen und Beschimpfungen. Es ist Zeit, sich wieder neu an die Mahnung des Apostels Paulus zu erinnern: »Ein Knecht des Herrn aber soll nicht streiten, sondern gegen alle [!] milde sein, lehrfähig, duldsam, und die Widersacher in Sanftmut zurechtweisen« (2Tim 2,24).

Das verstehen sogar manche säkularen Zeitgenossen besser als viele Christen. Die Schriftstellerin Juli Zeh veröffentlichte am 5. November 2020 in der Wochenzeitung *Die Zeit* einen Aufruf, den sich jeder zu Herzen nehmen sollte: »Lasst uns die Gesundheit dieser Gesellschaft schützen, indem wir den AHA-Bestimmungen drei SOS-Regeln zur Seite stellen: Sensibilität im Umgang mit fremden Ängsten, Offenheit für abweichende Positionen, Sorgfalt beim Formulieren der eigenen Ansichten. Unsere Chancen, gut durch die Krise zu kommen, werden rapide steigen.«

Michael Schneider

Wenn du Gottes Sohn bist



Sie hatten es geschafft. Sie hatten ihn ans Kreuz genagelt. Blutüberströmte hing er jetzt in der heißen werdenden Mittagssonne, unfähig sich zu regen, um auch nur ein wenig den Schmerz zu lindern. Das zumindest glaubten sie. Jetzt gebe es kein Entrinnen mehr. Jetzt sei er endgültig ausgeschaltet. Viele Male hatten sie versucht, sich seiner zu entledigen, hatten ihn greifen und steinigen wollen. Jedes Mal war er ihnen entwischt. Weniger, weil er sich durch Behändigkeit ihrem Zugriff entzogen hätte. Das zwar auch (Lk 4,30), aber der eigentliche Grund war – das konnten sie allerdings nicht ahnen –, dass die Zeit noch nicht erfüllt, dass seine Stunde noch nicht gekommen war (Joh 7,30).

Doch die war jetzt da. Sowohl seine als auch ihre. Das war keine 60-Minuten-Stunde, keine physikalische Zeiteinheit. Das war ein Zeitpunkt biblischen Ausmaßes – im Wortsinn. Hier trafen zwei Kraftquellen aufeinander, die größer und entgegengesetzter nicht sein konnten. Es ging letztlich um die Abrechnung mit und den Sieg über Satan, den Gott dieser Welt. Es ging um die *»Weltbeherrscher dieser Finsternis«* (Eph 6,12). Und um die, die in deren Dienst standen – und jetzt meinten, den zur Strecke gebracht zu haben, der von sich behauptet hatte, Sohn Gottes zu sein.

»Der du den Tempel abbrichst und in drei Tagen aufbaust, rette dich selbst. Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz« (Mt 27,40). Empfinden wir noch etwas von der Ungeheuerlichkeit dieser Sätze? Soeben hatten sie lange Nägel durch seine Hände und Füße getrieben und damit (nach menschlichem Ermessen) jede Selbstbefreiung absolut unmöglich gemacht. Das wussten sie, da waren sie ganz sicher und konnten es auch sein. Aber den so Geschundenen nun aufzufordern, genau das doch zu tun, war Spott in Reinkultur.

Und den meinten sie mit einer Aussage Jesu begründen zu können, die er bereits ganz am Anfang seines öffentlichen Auftretens gemacht hatte – die sie aber ebenso gründlich missverstanden hatten wie seine eigenen Jünger. Denn denen war erst nach seiner Auferweckung klar geworden, was Jesus mit diesem *»Abbruch und Neubau des Tempels«* hatte sagen wollen (Joh 2,13–22). Unüberhörbare Schadenfreude wegen seiner vermeintlichen Überheblichkeit war einer der Gründe für ihren perfiden Appell: Wer sich anmaßt, den Tempel in nur drei Tagen neu erbauen zu

können, den werden auch die paar Nägel nicht halten können: Zeig's uns, und rette dich selbst!

Der zweite Satz war kein Missverständnis. Von vielen war er als Sohn Gottes er- und bekannt worden, und Gott selbst hatte es bezeugt. Ja, der in der Mitte – das zumindest ahnten sie – war kein gewöhnlicher Mensch. Jedenfalls hatte er selbst daraus keinen Hehl gemacht und öffentlich darauf verwiesen, dass Gott sein Vater war. Aber konnte das denn sein: Der Sohn Gottes, von Soldaten gefangen genommen, geschlagen, verlästert, verhöhnt, bespuckt und schließlich ans Kreuz genagelt? Konnte das ein Sohn Gottes sein, der so etwas über sich hatte ergehen lassen – ohne Gegenwehr? Wenn überhaupt Gott einen Sohn haben sollte, was ja eigentlich unvorstellbar war, dann aber doch keinen, der so schmähsch am Kreuz endete!

Beweise es!

»Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz.« Möglicherweise mischen sich hier Hohn und Verleugnerheit – wobei der Hohn wahrscheinlich deutlich überwog, denn nicht umsonst weist Matthäus darauf hin, dass die Vorübergehenden sich lästernd vor dem Kreuz eingefunden hatten.

Was aber – und damit verlassen wir für einen Augenblick die Perspektive der Täter und wenden uns dem Opfer zu – wird der Gekreuzigte gedacht und gefühlt haben, als er die Lästerungen der Vorübergehenden hörte? Aber können wir das überhaupt? Können wir denken, wie er dachte; empfinden, wie er empfand? Und außerdem: Verbietet es sich nicht, darüber zu spekulieren? Können wir uns anmaßen, seine Gefühle zu erraten? Wenn wir doch darüber nachdenken, dann mit tiefem Respekt – mit einem Abstand *»von etwa 2000 Ellen an Maß«* (Jos 3,4) – und jedenfalls aus der Perspektive menschlicher Erfahrung bzw. Vorstellungskraft.

»Wenn du Gottes Sohn bist« – hatte er es nicht auf vielfache Weise bezeugt, verbal und vor allem in der Tat? Hatte er nicht genügend Beweise geliefert: Wasser verwandelt, Stürme gestillt, Brot vermehrt, Kranke geheilt, Tote auferweckt ...? Aber sie wollten es nicht wahrhaben – sie wollten es nicht! Er könnte es ihnen doch beweisen, noch einmal, endgültig. Jetzt, für alle sichtbar. Ein Spektakel würde es werden, das bis in die entferntesten Orte der Erde gehört würde: Ein von römischen Soldaten ans Kreuz Geschlage-

ner steigt vom Kreuz herab – ohne Fremdeinwirkung, ohne Hilfe von anderen, einfach so!

Die Soldaten würden türmen, die wegen der Kreuzigung Vorbeigekommenen schneller den Ort verlassen, als sie hergekommen waren. Sie alle würden erkennen, dass es kein »normaler« Mensch war, den sie da gekreuzigt hatten. Dass es wahr sein musste, was er von sich gesagt hatte: dass er der Sohn Gottes sei. Und sie würden in die Städte und Dörfer laufen und es jedem und überall erzählen. Und alle würden an ihn glauben – aber keiner würde gerettet werden können! Nein, für den Herrn war klar: *»Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht«* (Joh 12,24).

»Wenn du Gottes Sohn bist ...« Mit dieser Herausforderung hatte alles angefangen. Das Erste, was ihm nach seiner Taufe entgegenschleudert worden war, war dieser teuflische Affront: *»Wenn du Gottes Sohn bist«*. Beweise doch, dass du es bist. Für den wäre es doch eine Kleinigkeit, aus Steinen Brot zu machen. Das war nun gut drei Jahre her. Damals hatte er dem Satan erfolgreich widerstanden, hatte seinen verführerischen Angeboten getrotzt. Und der war *»für eine Zeit«* von ihm gewichen, wie Lukas bemerkt (4,13) – nicht für immer. Jetzt war er wieder da, bediente sich der Volksmenge, die gaffend vor dem Kreuz stand. Die Herausforderung war jetzt um ein Vielfaches größer als damals, als es »nur« um Hunger ging. Jetzt ging es um sein Leben – und um seinen Auftrag!

Wir wissen nicht, welche Gedanken der Herr hatte, als er dort hing. Ob er wirklich mit sich gerungen, ob er das Für und Wider abgewogen hat? Sieht man von den Empfindungen ab, die wir z. B. den Psalmen entnehmen und auf ihn beziehen können, sind es lediglich sieben Worte, die im Neuen Testament überliefert sind und uns etwas von seinen Regungen mitteilen. Und bei diesen geht es weder um ein zögerliches Abwägen noch um eine Auseinandersetzung mit denen, die vor dem Kreuz standen. Ganz im Gegenteil! Er nimmt sie und ihr Handeln sogar in Schutz und bittet seinen Vater, ihnen zu vergeben – unfassbar!

Das Schweigen Gottes

Und Gott – schweigt! Es ist bemerkenswert, dass wir keinerlei konkrete Mitteilungen darüber haben, wie Gott die Kreuzigung seines Sohnes erlebt oder besser gesagt durchlitten hat. Denn er hat sie ja gesehen,



hat Kenntnis genommen von allem, was man seinem Sohn antat. Abgesehen von den indirekten Regungen, die sich z. B. in Finsternis und Erdbeben zeigten, erfahren wir nichts über seine Empfindungen.

Exkurs: Können wir überhaupt davon ausgehen, dass Gott Gefühle oder Empfindungen hat? Kennt er wirklich so etwas wie Trauer, Enttäuschung, Ärger, Wut, Freude und wie die seelischen Zustände alle heißen, in die wir geraten können? Sind das nicht vielmehr ureigene menschliche Phänomene? Und wenn auch Gott so etwas hätte, würde er sie uns dann mitteilen?

Wenn wir das Alte Testament daraufhin untersuchen, stellen wir fest, dass an vielen Stellen davon die Rede ist, dass unser Gott eben kein gefühlloser Gott ist. Schon auf den ersten Seiten der Bibel wird er dargestellt als einer, der hochgradig empfindsam ist wegen des sündhaften Treibens der von ihm ehemals sündlos Geschaffenen: *»Und es reute den HERRN,*



dass er den Menschen gemacht hatte auf der Erde, und es schmerzte ihn in sein Herz hinein« (1Mo 6,6). Dergestalt finden sich zahlreiche weitere Beispiele, die etwas von den Empfindungen Gottes deutlich werden lassen. Eines der ergreifendsten ist vielleicht Gottes Selbstzeugnis anlässlich der fortwährenden Abtrünnigkeit seines auserwählten Volkes, das ihm doch so sehr am Herzen lag: »Mein Herz hat sich in mir umgewendet, erregt sind alle meine Erbarmungen« (Hos 11,8). Ja, Gott empfindet, Gott leidet. Zuweilen teilt er es uns auch mit – manchmal sogar die Konsequenzen.

Bei der Kreuzigung seines Sohnes allerdings werden uns weder seine Empfindungen mitgeteilt noch scheint das Geschehen Konsequenzen zu haben – jedenfalls keine unmittelbaren. Volle sechs Stunden hing der Herr am Kreuz. Zumindest die ersten drei waren Stunden des Hohns und des Spotts. Stunden, in denen die vor dem Kreuz Versammelten ihre ganze Verachtung für Gottes Sohn herausließen. Aber Gott

schwieg. So als ob es ihn nichts angehe. Er schwieg sogar, als man ihn selbst der Lüge bezichtigte: »Er vertraute auf Gott, der rette ihn jetzt, wenn er ihn begehrt ...« (Mt 27,43).

Wir müssen uns klarmachen, welche Ungeheuerlichkeit dieser Satz darstellt. Es waren »die Hohenpriester samt den Schriftgelehrten und Ältesten«, die sich hatten hinreißen lassen, Gottes Zusagen anzuzweifeln oder gar als gelogen zu bezeichnen. Hatte Gott nicht mehrmals und unmissverständlich bekundet: »Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe«? Mit ihrem Spott zweifelten sie nicht nur Gottes Zeugnis an, sie forderten ihn ultimativ heraus, seine eigene Aussage zu beweisen: Wenn es wirklich so ist, dass du ihn begehrt, dann kümmere dich um ihn. Schlimmer kann es doch für deinen Sohn nicht kommen! Also rette ihn – oder ist er etwa doch nicht dein Sohn?

Das Werk Gottes

So ungeheuerlich wie ihr Spott, so unverständlich ist auch die Zurückhaltung Gottes – jedenfalls aus menschlicher Perspektive. Wenn wir darüber nachdenken, dann ahnen wir etwas von dem göttlichen Plan, der letztlich doch menschlichem Begreifen verwehrt bleibt. Etwa 50 Tage später wird Petrus dieses göttliche Schweigen genau mit diesem Plan erklären: »Gott aber hat so erfüllt, was er durch den Mund aller Propheten zuvor verkündigt hat, dass sein Christus leiden sollte« (Apg 3,18). Ob Petrus wohl begriffen hat, was das heißt: dass Gott wollte, dass sein Sohn leiden sollte? Das kann doch kein Mensch wirklich verstehen – und wenn es noch so lange bekannt und durch viele Propheten wiederholt worden war. Etwa 700 Jahre zuvor hatte Jesaja ja schon darauf verwiesen, dass es der Wille Gottes war, dass sein Sohn leiden und sterben sollte: »dem HERRN gefiel es, ihn zu zerschlagen, er hat ihn leiden lassen« (Jes 53,10). Man liest es, aber man erfasst es nicht.

Gott selbst war der Handelnde. Er hat es nicht nur schweigend zugelassen, er hat es geplant und bewirkt. Die Akteure waren nur Werkzeuge. So erklärte es ja auch die versammelte Gemeinde in ihrem Gebet, nachdem Petrus und Johannes von dem Verhör vor dem Synedrium wieder freigelassen worden waren: »Denn in dieser Stadt versammelten sich in Wahrheit gegen deinen heiligen Knecht Jesus, den du gesalbt

hast, sowohl Herodes als auch Pontius Pilatus mit den Nationen und den Völkern Israels, um alles zu tun, was deine Hand und dein Ratschluss zuvor bestimmt hat, dass es geschehen sollte« (Apg 4,27f.).

Gott hatte zuvorbestimmt, dass es geschehen sollte – und so war es auch geschehen. Was aber nicht bedeutet, dass die unschuldig wären, die ihn ans Kreuz gebracht hatten und nun dabei waren, ihn zu verhöhnern und zu schmähen. Im Gegenteil! Bewusst und kalkuliert waren sie vorgegangen und hatten nicht eher Ruhe gegeben, bis sie ihn am Kreuz hatten – wissend, dass er unschuldig war. Was ihnen Petrus ja auch unmissverständlich vorwirft: *»Ihr habt diesen Jesus an Pilatus ausgeliefert und habt auch dann noch auf seiner Verurteilung bestanden, als Pilatus entschied, ihn freizulassen. Ihr habt euch von dem Heiligen und Gerechten losgesagt und habt die Freigabe eines Mörders verlangt. Ihr habt den getötet, von dem alles Leben kommt«* (Apg 3,13f. NGÜ). Ein wenig später zwar, aber an die gleichen Adressaten gewandt, konkretisiert Stephanus deren Schuld: *»Welchen der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Und sie haben die getötet, die die Ankunft des Gerechten zuvor verkündigten, dessen Verräter und Mörder ihr jetzt geworden seid«* (Apg 7,52). Zu Mördern waren sie geworden.

»Dies ist eure Stunde und die Gewalt der Finsternis«, hatte der Herr ihnen kurz zuvor gesagt (Lk 22,53) und damit angezeigt, dass die Zeit ihrer vergeblichen Versuche nun vorbei war. Jetzt würden sie seiner habhaft werden. Aber nicht, weil sie nun endlich doch dazu in der Lage gewesen wären, sondern weil er *»sich selbst«* (Gal 1,4) in ihre Hände geben würde. Nicht etwa, weil er, der Nachstellungen müde, resigniert hätte. Er hatte einen Auftrag zu erledigen. Und seine *»Speise«* war es, *»den Willen dessen«* zu tun, der ihn gesandt hatte, und *»sein Werk«* zu vollbringen (Joh 4,34).

Es ging also um das Werk und den Namen Gottes, dessen Herrlichkeit in dieser Stunde seinen Höhepunkt erreichen sollte. *»... darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen!«* (Joh 12,27). Und Gott schwieg nicht – noch nicht. Im Gegenteil: Laut ließ er sich aus dem Himmel vernehmen: *»Ich habe ihn verherrlicht und werde ihn auch wiederum verherrlichen.«*

Die Anwesenden hatten die Stimme gehört – aber nicht verstanden. Einige hatten gemeint, dass es ge-



donnert, andere, dass ein Engel geredet hätte. Dass es die Stimme Gottes war, war ihnen nicht in den Sinn gekommen. Und wir? Die wir wissen, dass es der Vater war, der gesprochen hatte, und die wir sogar den Wortlaut kennen, verstehen wir, was das zu bedeuten hat? Die ganze Tragweite des Gesprochenen ganz sicher nicht.

Wer könnte je ergründen
die Tiefen und die Höhn
und wer Verständnis finden
von dem, was dort geschehn!
Du, alles Lebens Quelle,
des ew'gen Gottes Sohn,
Du hast an unsrer Stelle
geschmeckt der Sünde Lohn!

Horst von der Heyden

Achte auf den Unterschied

Zwei Vorbilder: Noah und Lot

Auf seinem Weg nach Jerusalem erklärte der Herr Jesus seinen Jüngern anhand von zwei Beispielen aus der Vergangenheit, was in der Zukunft geschehen wird. Dabei sprach er in einfachen Worten, die gut verständlich, aber deshalb nicht minder genial sind.

Die Art, wie Jesus sprach, ist nach wie vor einzigartig. Seine Worte sind auch heute noch unübertroffene Meisterwerke in der Kunst, sowohl mit einfachen als auch mit sehr wenigen Worten die Bibel zu interpretieren und uns deren Botschaft zu erschließen. Das Alte Testament war für ihn eine Fundgrube göttlicher Weisheit für die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Die Erlebnisse der Alten werden durch seine geniale Interpretation zum Vorbild für die Zukunft. Hören wir auf seine Worte (Lk 17,26–30):

26 Und wie es in den Tagen Noahs geschah, so wird es auch sein in den Tagen des Sohnes des Menschen: **27** Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie wurden verheiratet bis zu dem Tag, da Noah in die Arche ging und die Flut kam und alle umbrachte. **28** Ebenso auch, wie es geschah in den Tagen Lots: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten; **29** an dem Tag aber, da Lot von Sodom hinausging, regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte alle um. **30** Ebenso wird es an dem Tag sein, da der Sohn des Menschen offenbart wird.

In diesem kurzen Textabschnitt bringt der Herr Jesus nicht nur eins, sondern gleich zwei Beispiele aus der Vergangenheit und wendet sie auf die Zukunft an. Dabei ist seine Botschaft glasklar: So wie es einmal war, so wird es wieder sein. Jesus meinte damit nicht, dass sich die Geschichten von Noah und Lot 1:1 wiederholen werden; das wird sicher nicht der Fall sein – es kann keine Sintflut mehr geben und Sodom kann auch nicht mehr vernichtet werden –, aber die in diesen Beispielen enthaltenen Ereignisse

sind offensichtlich sehr gut dazu geeignet, uns darüber zu informieren, dass es in der Zukunft vergleichbare Ereignisse geben wird.

Die Art, wie der Herr das hier macht, ist wirklich genial: Er geht von bekannten Beispielen aus, erinnert an das, was damals passierte, und benutzt diese Ereignisse, um deutlich zu machen, dass in der Zukunft zwar nicht genau dasselbe, aber doch Vergleichbares passieren wird. Und das gilt für jedes der beiden Beispiele. Das Vergleichen beginnt schon im ersten Satz:

26 Wie es in den Tagen Noahs geschah, so wird es auch sein in den Tagen des Sohnes des Menschen.

Ich weiß nicht, woran es liegt, aber dieser Satz wird oft missverstanden. Manche denken hier an die Wiederkunft Jesu, und das kann nicht nur zu falscher Interpretation, sondern manchmal sogar zu einer falschen Übersetzung führen.

Die NEÜ z. B. übersetzt: »Und wenn der Menschensohn kommt, wird es so wie in Noahs Zeit sein.« Diese Übersetzung ist leider inhaltlich falsch. Sie gibt nicht den Sinn dessen wieder, was Jesus in diesem Vers gesagt hat. Es geht hier nämlich nicht um seine Wiederkunft, sein Kommen, sondern es geht um die ganze Zeit des Menschensohnes, seine Lebenszeit. Die Aussage von Vers 26 ist: Wie es im Leben Noahs war, so wird es auch im Leben des Menschensohnes sein. Hier wird eine zukünftige Zeit mit einer bereits vergangenen Zeit verglichen. Und die Vorhersage lautet: So wie es einmal war, so wird es wieder sein. Die 600 Jahre im Leben Noahs, diese alte Zeit, wird zum Schattenbild (besser gesagt: zum Schat-



tenfilm) einer vorhergesagten Zeit, die nach gleichem Muster verlaufen wird, wie es in der alten, vergangenen Zeit gewesen ist.

26 *Wie es (600 Jahre lang) in den Tagen Noahs geschah, so wird es auch sein (inzwischen bereits etwa 2000 Jahre lang) in den Tagen des Sohnes des Menschen.*

In diesem Vers geht es um ganze Zeitabschnitte: Ein vergangener Zeitabschnitt wird mit einem zukünftigen Zeitabschnitt verglichen. Dieser Vergleich ist einzigartig und wahrscheinlich einmalig in der Prophetie der Bibel. Er ist wirklich zutreffend. Das erkennt man allerdings erst, wenn man sich ein wenig mit den Vergleichskriterien beschäftigt.

• • • • •

Wieviele gleich die Lebenszeit Noahs der Lebenszeit des Menschensohnes? Jesus sagt dazu:

27 *Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie wurden verheiratet bis zu dem Tag, da Noah in die Arche ging und die Flut kam und alle umbrachte.*

Das ist alles. Mit diesen wenigen Worten beschreibt der Herr das Geschehen in den Tagen Noahs vor der Flut. Er hätte noch viel mehr hinzufügen können. Aber das tut er nicht. Diese wenigen Worte reichen aus, um das zu sagen, was gesagt werden muss. Man wundert sich, warum er in diesem Zusammenhang nicht von der sprichwörtlichen Bosheit der Zeitgenossen Noahs spricht, die ja der eigentliche Grund für die Sintflut war. Aber das ist nicht nötig, denn das war den Zuhörern Jesu ja ohnehin bestens bekannt. Man wundert sich aber auch, warum der Herr das Leben der Zeitgenossen Noahs vor der Flut ausgerechnet mit den Worten »essen, trinken, heiraten« beschreibt:

27 *Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie wurden verheiratet ...*

Aber genau das sind die Vergleichskriterien. Deshalb müssen wir uns damit auseinandersetzen. Auf den ersten Blick erscheinen sie irgendwie belanglos. Ist doch klar, dass die Menschen gegessen und getrunken haben. Sonst wären sie ja gestorben. Auch das Heiraten gehört zum menschlichen Leben dazu. Sonst hätten sie sich ja nicht vermehrt. Ebenso ist klar, dass die Menschen auch in der Zukunft essen, trinken und heiraten werden. Was also sollen wir aus diesen scheinbar belanglosen Vergleichskriterien lernen? Wie sollen wir diese Aussage Jesu verstehen?

Auf der Suche nach einer Antwort fragen wir stets den Kontext. Dabei fällt auf, dass Jesus in seinem zweiten Beispiel die Tage Lots mit ähnlichen Vergleichskriterien beschreibt:

28 *Ebenso auch, wie es geschah in den Tagen Lots: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten ...*

Auch hier heißt es: »Sie aßen, sie tranken«, dann folgen aber andere Kriterien. Das Heiraten und Verheiratetwerden wird bei den Tagen Lots nicht erwähnt, stattdessen ist hier vom Kaufen, Verkaufen, Pflanzen und Bauen die Rede. Warum diese Unterscheidung? Warum hat Jesus die Tage Lots nicht ebenso wie die Tage Noahs mit den Worten »sie heirateten, sie wurden verheiratet« beschrieben? Heiraten (und Verhei-

ratet werden) wäre sicher auch für die Tage Lots zutreffend gewesen (immerhin hatte Lot ja auch zwei Schwiegersöhne in spe), und zumindest Pflanzen und Bauen wäre auch für die Tage Noahs zutreffend gewesen, aber der Herr hat diese Tätigkeiten offensichtlich bewusst so zugeordnet, wie es in der Bibel geschrieben steht. Sie müssen deshalb auch eine entsprechende Bedeutung haben.

Wir suchen weiter im Kontext und finden in Lk 20 eine Wiederholung der Redewendung »heiraten und verheiratet werden«: *»Und Jesus sprach zu ihnen: Die Söhne dieses Zeitalters heiraten und werden verheiratet; die aber, die für würdig gehalten werden, jenes Zeitalters teilhaftig zu sein und der Auferstehung aus den Toten, heiraten nicht, noch werden sie verheiratet; denn sie können auch nicht mehr sterben, denn sie sind Engeln gleich und sind Söhne Gottes, da sie Söhne der Auferstehung sind«* (Lk 20,34–36).

In dieser Stelle werden zwei Antworten im Blick auf das Heiraten (und Verheiratetwerden) gegeben:

1. Es betrifft die Menschheit des gegenwärtigen Zeitalters. Damit ist das Zeitalter vor der *»Auferstehung aus den Toten«* gemeint. Das bedeutet, dass Jesus die Tage Noahs vor der Flut mit dem gegenwärtigen Zeitalter vergleicht.

2. Es wird hier auch gesagt, warum die Menschen in diesem Zeitalter heiraten: weil sie sterben müssen. Die *»Söhne der Auferstehung«* heiraten nämlich nicht, weil sie nicht mehr sterben können. Aber in diesem Zeitalter wird geheiratet, damit – wenn man schon sterben muss – wenigstens die Nachkommen weiterleben und ebenfalls heiraten, damit sich die Menschheit auf diese Weise vermehren kann.

Genauso war es auch in der vorsintflutlichen Welt. In 1Mo 5 finden wir den Stammbaum von Adam bis Noah. Er deckt über zehn Generationen eine Zeit von etwa 1600 Jahren ab – die ersten 1600 Jahre der Menschheitsgeschichte sozusagen. Was haben die Menschen in dieser Zeit getan? Sie taten einiges: Sie betrieben Ackerbau und Viehzucht, bauten Städte, hatten Musikinstrumente, konnten sogar schon Metall bearbeiten. Aber nichts davon wird hier berichtet. Hier wird nur das Wesentliche genannt, und das war die Tatsache, dass sie Nachkommen hatten. Neunmal lesen wir in 1Mo 5 den Satz: *»Er lebte ___ Jahre und zeugte Söhne und Töchter«* ... *»Und er starb«* – auch das lesen wir, allerdings nur achtmal, weil Henoch nicht starb, sondern entrückt wurde.

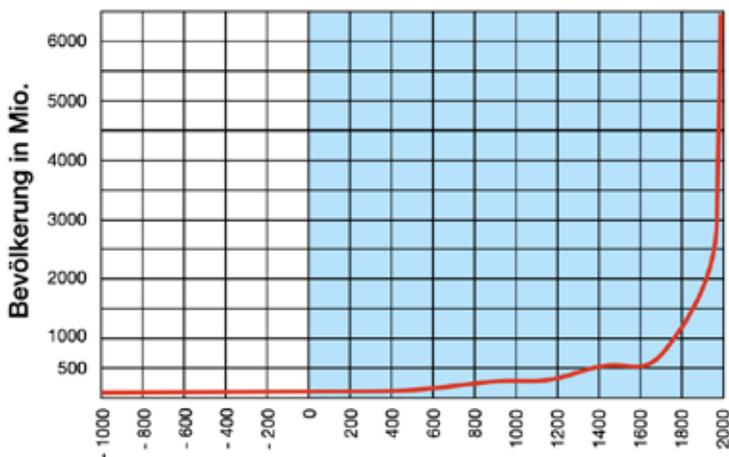
Nach diesem Stammbaum geht es mit Kapitel 6 weiter, in dem wir schon im ersten Vers erfahren, dass *»die Menschen begannen, sich zu vermehren auf der Fläche des Erdbodens«*. Jesus formulierte es so: *»Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie wurden verheiratet«*. Mit anderen Worten: Sie lebten (solange sie aßen und tranken) und sie vermehrten sich. Sie waren drauf und dran, die Fläche des Erdbodens mit ihren Nachkommen auszufüllen. Jesus sagte: So wie es damals in der vorsintflutlichen Welt war, so wird es wieder sein. Die Menschen werden so weitermachen. Und das bedeutet: Sie werden sich vermehren und die Fläche des Erdbodens füllen. Genau wie damals.



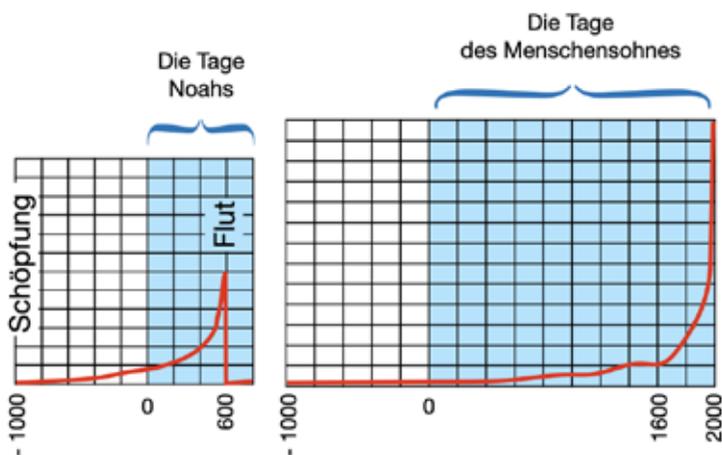


Die Bevölkerungsentwicklung der Welt

(Quelle: Wikipedia)



Unter dem Stichwort »Bevölkerungsentwicklung« findet man in Wikipedia ein Liniendiagramm, auf dem die Entwicklung der Weltbevölkerung über einen Zeitraum von 3000 Jahren dargestellt ist. Das Diagramm endet im Jahr 2000 mit einer Gesamtzahl von 6 Milliarden Menschen. Inzwischen haben wir das Jahr 2021, und die Weltbevölkerung ist bereits auf über 7,8 Milliarden Menschen angewachsen. Wie lange das noch so weitergehen kann, wissen wir nicht; Gott weiß es.



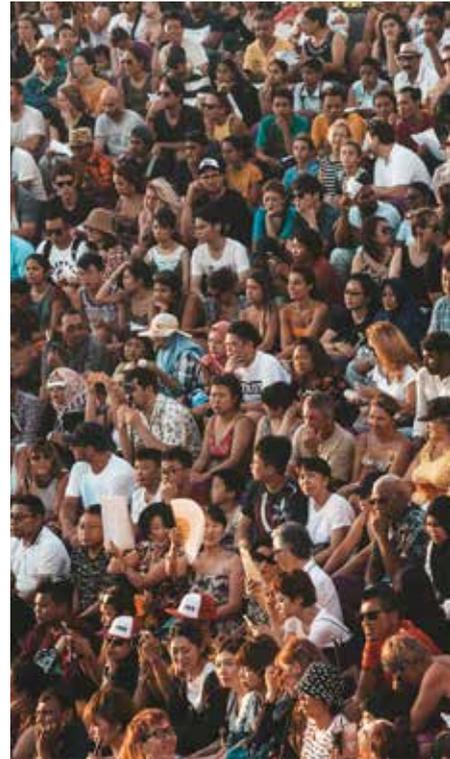
Tatsache ist aber, dass wir seit etwa 2000 Jahren in den »Tagen des Menschensohnes« leben und dass man diesen Zeitraum (das ist im rechten Diagramm der blau markierte Zeitraum) mit den Tagen Noahs vor der Flut vergleichen kann. Wir wissen auch nicht, wie viele Menschen es waren, die damals in der Flut ums Leben kamen, aber wir wissen, dass sie sich auf der Fläche des Erdbodens vermehrt hatten. Die Erdbevölkerung war in den Tagen Noahs offensichtlich bereits so stark angewach-

sen und so weit über die Erde verteilt, dass eine lokale Flut nicht ausgereicht hätte, die gesamte Weltbevölkerung zu vernichten. Die Sintflut bedeckte die gesamte Erdoberfläche. Alle kamen darin um, alle bis auf acht. Ist das nicht schrecklich?

Wenn das stimmt und wenn es stimmt, dass die Tage Nochs vor der Flut mit der Gegenwart zu vergleichen sind, dann ist auf jeden Fall damit zu rechnen, dass irgendwann eine weltweite Katastrophe kommen wird, deren Auswirkungen ebenso vernichtend sein werden wie damals die Flut. Jesus sagt: »Ebenso wird es an dem Tag sein, da der Menschensohn offenbart wird.« Das sind keine rosigen Aussichten für unsere Welt! Alle werden umkommen. Was für eine Botschaft! Es ist in der Tat eine Gerichtsbotschaft. Aber genau dieselbe Botschaft hatte Gott damals Noah mitgeteilt. Noah hat sie geglaubt, und sie hat sich als wahr erwiesen. Die gleiche Botschaft hat der Herr Jesus für unsere heutige Zeit, eine Gerichtsbotschaft: Gott hat einen Gerichtsplan für diese Welt und führt ihn auch aus. Wir sprechen immer gerne von Gottes Heilsplan, und den gibt es ja auch tatsächlich, aber es gibt auch seinen Gerichtsplan. Daran lässt der Herr Jesus keinen Zweifel. Machen wir uns nichts vor: Dieser Plan wird die Weltbevölkerung mit voller Wucht treffen.

Der Plan Gottes zur Zeit Nochs war für alle Menschen ein Gerichtsplan, nur die acht Menschen in der Arche waren davon ausgenommen. Für sie war der Plan kein Gerichtsplan, sondern ein Rettungsplan. Ein Heilsplan sozusagen. Und so hat Gott auch heute seine Pläne. Er hat einen Gerichtsplan für die Welt und er hat einen Rettungsplan für die Gläubigen. Alles das steckt in den Beispielen aus der Zeit Nochs und aus der Zeit Lots: das Gericht und die Möglichkeit der Rettung vor dem Gericht. Das bedeutet aber auch: Wer nicht im Gericht Gottes umkommen will, muss an den Retter-Gott und an seinen Rettungsplan glauben.

Befassen wir uns nun mit dem Rettungsplan. Den kennen wir schon:



Noah baute die Arche »zur Rettung seines Hauses« (Hebr 11,7). Dann ging er mit seiner Familie hinein, und Gott schloss zu. Und dann kam die Flut.



Aber die Arche »erhob sich über die Erde« (1Mo 7,17) und fuhr auf der Fläche der Wasser. Sie war oben drüber. Sie war sogar über den höchsten Bergen dieser Erde. Sie war über allem, was zu der alten Welt ge-



hörte. Sie war ganz weit oben und die Vernichtung war unten, ganz unten, auf dem Erdboden. Noah war mit seiner Familie in der Arche. Dort saßen sie sprichwörtlich im Trockenen. Die Wasser der Flut konnten sie nicht erreichen. Auch der Regen nicht. Nicht einmal ein Tropfen dieses todbringenden Wassers fiel auf sie herab. In der Arche waren sie sicher, jeder Gefahr enthoben. Das war Gottes Rettungsplan für Noah und seine Familie.

Wenn die Rettung in der Arche ein Beispiel, ein Vorbild oder ein Schattenbild für unsere heutige Zeit ist, dann muss Gott auch für unsere Zeit nicht nur einen Gerichtsplan, sondern auch einen Rettungsplan haben, und zwar einen, der sich mit dem alten Rettungsplan aus den Tagen Noahs vergleichen lässt. Der Herr Jesus hat ja extra darauf hingewiesen, dass es genauso sein wird.

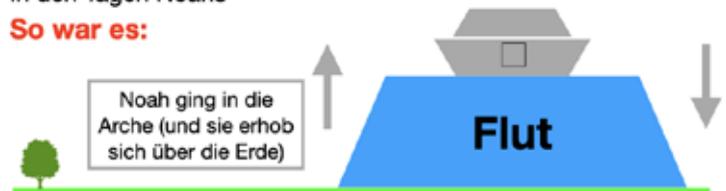
Unsere Frage lautet also: Gibt es einen aktuellen Heilsplan, der sich mit dem Rettungsplan Noahs vergleichen lässt? Ja, den gibt es. Wir nennen ihn den Heilsplan der Gemeinde. Dieser Heilsplan entspricht in seinen wesentlichen Ereignissen genau dem Vorbild aus der alten Welt.

Wir haben ja schon erkannt, dass die Tage Noahs ein Vorbild für die »Tage des Menschensohnes« sind. Dabei ist Noah ein Vorbild oder ein Schattenbild für den Herrn Jesus, und Noahs Familie ist ein Schattenbild für die Gemeinde. Die Arche ist ein Schattenbild für den Himmel und die Flut ein Schattenbild für die Drangsalzeit (Mt 24,21).

Wenn man diese Zuordnung akzeptiert, dann gleicht der Rettungsplan der Gemeinde in allen wichtigen Punkten genau dem Rettungsplan Noahs, und man kann die beiden Rettungspläne sehr gut miteinander vergleichen.

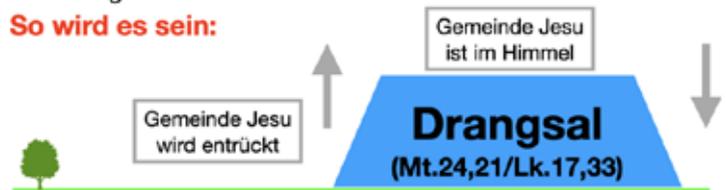
In den Tagen Noahs

So war es:



In den Tagen des Menschensohnes

So wird es sein:



Der Vergleich dieser beiden Pläne zeigt, dass die Gemeinde Jesu nicht von der Drangsal betroffen ist, denn sie befindet sich ganz oben, über den Dingen, genau wie damals die Arche. Wir erkennen auch, dass die

Gemeinde noch vor Beginn der Drangsalszeit entrückt werden muss, denn Noah ging mit seiner Familie ja auch vor der Flut in die Arche – nicht während der Flut, sondern schon vorher.

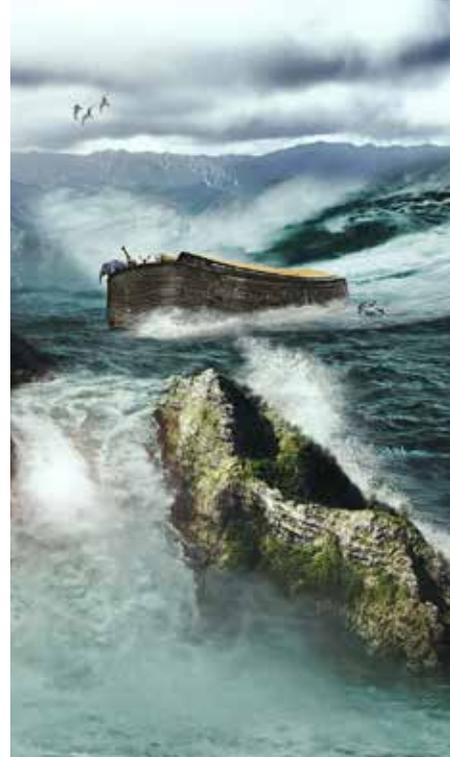
Im 2. Petrusbrief lesen wir, dass Gott »die alte Welt nicht verschonte« und nur »Noah, den Prediger der Gerechtigkeit, als achten (neben sieben anderen) bewahrte, als er die Flut über die Welt der Gottlosen brachte« (2Petr 2,5). Warum bewahrte er Noah als Achten und nicht als Ersten? Immerhin war Noah der »Prediger der Gerechtigkeit« und derjenige, der Gnade in den Augen Gottes fand. Dann hätte Gott ihn doch als Ersten bewahren müssen, oder etwa nicht? Doch beim Eingang in die Arche setzt Gottes Wort ihn auf die letzte Position, als Achten. Warum? Nun, Noah hatte die Verantwortung für die Rettung seiner Familie. Deshalb ging er als Letzter in die Arche. Das gab ihm die Sicherheit, dass wirklich alle an Bord waren. Alle, die zu seiner Familie gehörten. Keiner konnte draußen bleiben oder gar vergessen werden. In 1Mo 7,16 heißt es: »Und der Herr schloss hinter ihm zu.« Auch daraus wird deutlich, dass Noah als Letzter in die Arche ging.

So wird es auch bei der Entrückung der Gemeinde sein. Der Herr Jesus wird dafür sorgen, dass die Gemeinde vollzählig entrückt wird. Keiner, der dazugehört, wird zurückbleiben. Keiner wird übersehen oder vergessen. Dessen können wir sicher sein. Es gab einen kontrollierten Eingang in die Arche (Noah stand vermutlich an der Tür und überwachte das Geschehen), und ebenso wird es bei der Entrückung einen kontrollierten Eingang in den Himmel geben. Alle werden da sein. Kein einziges Kind Gottes wird fehlen. Der Herr Jesus wird höchstpersönlich anwesend sein. Er wird seine Gemeinde vollzählig abholen und mit ihr in den Himmel gehen. Aber dann ist die Himmelstür zu. Und dann kommt die Drangsalszeit über diese Erde. Und dieser Gedanke führt uns nun zum zweiten Beispiel: der Rettung Lots aus Sodom.

28 Ebenso auch, wie es geschah in den Tagen Lots: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten ...

Die von dem Herrn Jesus erwähnten Tätigkeiten Kaufen und Verkaufen, Pflanzen und Bauen lassen sich sehr gut mit dem Volk Israel in Verbindung bringen. Dazu finden wir sowohl in der Bibel selbst als auch in der nachbiblischen Geschichte Israels eine ganze Reihe von Bestätigungen. Der Prophet Jeremia hatte seinerzeit schon alle diese Tätigkeiten auf das Volk Israel bezogen und entsprechende Vorhersagen gemacht.

In der langen Zeit ohne eigenes Land durften viele Juden keine Handwerksberufe ausüben. Sie waren darauf angewiesen, Geschäfte zu machen, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Sie kauften und verkauften, und von dem Erlös lebten sie. Der Zionismus brachte vor etwa 140 Jahren die ersten jüdischen Siedler zurück in ihr Land. 1948 wurde der Staat Israel gegründet. Seitdem sind viele Juden in ihr Land zurückgekehrt. Sie haben dort Grundstücke gekauft. Sie haben das über Jahrhunderte hinweg verwüstete Land bewässert und fruchtbar gemacht. Sie haben gepflanzt und gebaut. Und das tun sie heute noch. Das moderne Israel ist in dieser Hinsicht zu einer beispiellosen Erfolgs-





geschichte im Nahen Osten geworden. Die vom Herrn in seinem zweiten Beispiel erwähnten Tätigkeiten Kaufen, Verkaufen, Pflanzen und Bauen sind im heutigen Israel vor unseren Augen tatsächlich Wirklichkeit geworden. Wir sehen hier erfüllte Prophetie.

Dann spricht Jesus von dem Tag, an dem Lot Sodom verließ:

29 an dem Tag aber, da Lot von Sodom hinausging, regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte alle um.

Was bedeutet das für die »Tage des Menschensohnes«? Nun, Sodom ist in der Bibel unter anderem auch ein Pseudonym für die Stadt Jerusalem. Jesaja hat davon Gebrauch gemacht (Jes 1,10) und der Apostel Johannes (Offb 11,8). Es deutet also alles darauf hin, dass wir im zweiten Beispiel Gottes Heilsplan für das Volk Israel vor uns haben. Wenn das stimmt, sind Lot und seine Familie das Schattenbild für das heutige Volk Israel. Lot war lange Zeit mit Abraham unterwegs, dann kam er nach Sodom und ließ sich dort nieder. So auch die Juden. Sie waren seit 70 n. Chr. lange Zeit heimatlos unterwegs, bis sie endlich wieder in ihr Land kamen. Sie ließen sich dort nieder, gründeten den Staat Israel und machten Jerusalem zu ihrer Hauptstadt.

Aber Lot kam in Sodom in große Bedrängnis. Die Männer der Stadt drangen hart auf ihn ein. Die beiden Engel mussten ihre Hand ausstrecken, um ihn aus ihrem Zugriff zu befreien und ins Haus zurückzuziehen. Sie mussten die Tür verschließen und die Männer Sodoms mit Blindheit schlagen, denn sonst hätten diese das Haus gestürmt und Lot wäre verloren gewesen. Am nächsten Tag musste Lot unter äußerst dramatischen Umständen aus Sodom fliehen. In 1Mo 19,29 heißt es, dass er »mitten aus der Umkehrung« der Städte Sodom und Gomorra geführt wurde und dass die Engel ihm dabei noch einmal helfen mussten, denn sonst hätte er die Flucht nicht geschafft. An diesem Tag verlor er nicht nur seine Habe, sondern auch seine beiden Schwiegersöhne und sogar seine eigene Frau. Am Ende dieses Tages war nur noch die halbe Familie Lots am Leben. Sie überlebten diese Zeit in einer Höhle. Sie waren dem Inferno mit knapper Not entkommen. Diese Geschichte ist ein Vorbild für das, was dem Volk Israel während der Drangalszeit widerfahren wird.



Für die Gemeinde Jesu geht es vor der Drangalszeit nach oben, für Israel aber nicht. Israel wird nicht entrückt. Israel muss auf Erden bleiben. Es wird durch diese schreckliche Zeit hindurchgehen müssen. Sie werden aus Jerusalem und Umgebung fliehen müssen und nur mit knapper Not aus dieser Bedrängnis gerettet werden. Viele werden dabei ihr Leben verlieren. Jesus warnte sie und sagte: »Gedenkt an Lots Frau!« (Lk 17,32). Wer sein Leben zu retten sucht, wird es verlieren. Lot und seine

Töchter repräsentieren den Überrest Israels, der am Leben bleibt, während die Frau Lots diejenigen Israeliten verkörpert, die in der großen Drangsal ihr Leben verlieren werden.

Beispiel 1: (Noah und die Arche)

Heilsplan für die Gemeinde

Lk.17,26-27



Beispiel 2: (Lot und seine Frau)

Heilsplan für Israel

Lk.17,28-29



In seiner Endzeitrede in Lk 17 hat der Herr Jesus zwei Beispiele aus der Vergangenheit auf die Zukunft übertragen und uns anhand dieser Beispiele in bewundernswerter Genialität mit ganz wenigen Worten (in nur vier Bibelversen) über alle wesentlichen Ereignisse informiert, die auf unsere Welt zukommen werden, bevor er selbst in großer Macht und Herrlichkeit offenbart wird. Dabei ist sogar die Reihenfolge der beiden Beispiele von Bedeutung, denn sie ist ein klarer Hinweis darauf, dass zunächst die Gemeinde, danach Israel im Zentrum des Heilshandelns Gottes liegt. An diesen Beispielen können wir erkennen, dass sich der Herr in seinen Erdentagen als brillanter Lehrer auch auf dem Gebiet der Eschatologie hervorgetan hat. Seine Endzeitreden sind unübertroffen und einzigartig. Sie haben Gewicht, denn es wird so kommen, wie er es gesagt hat. Dabei stellt er seine Zuhörer aber auch in die persönliche Verantwortung, indem er sagt: »Ihr aber, seht zu! Ich habe euch alles vorhergesagt« (Mk 13,23).

Es liegt nun an jedem von uns ganz persönlich, auf seine Botschaft in angemessener Weise zu reagieren. In den Tagen Noahs gab es Rettung vor dem Gericht nur bei Noah. Heute, in den »Tagen des Menschensohnes«, gibt es Rettung vor dem Gericht nur durch Jesus Christus. Wer nicht in den ewigen Tod, sondern in den Himmel gehen will, kommt an Jesus Christus nicht vorbei. Nur durch Jesus finden wir Gnade in den Augen Gottes. »Es ist in keinem anderen das Heil; denn auch kein anderer Name unter dem Himmel ist den Menschen gegeben, in dem wir gerettet werden müssen« (Apg 4,12). Wohl dem, der an ihn glaubt und ihm sein Leben gegeben hat!

Bernd Grunwald



Allwetterglaube

(Psalm 137)



Eigentlich soll der Glaube uns durch schwere Zeiten helfen, uns Halt und Stabilität geben. Aber manchmal hält er selbst den Stürmen des Lebens einfach nicht stand. Wie kann man (sich) am Glauben festhalten, wenn alles zusammenbricht und trostlos erscheint, wenn man nur noch Ohnmacht verspürt, wenn der Glaube selbst unter die Räder kommt?

Es gibt unter Fahrradfahrern nicht wenige Schönwetterfahrer. Die erklären ungefragt jedem, wie toll es ist, mit dem Rad unterwegs zu sein, und dass Fahrradfahren umweltfreundlicher, besser und billiger ist als Auto- oder Busfahren. Die fahren auch total gerne Fahrrad – aber nur, wenn die Sonne scheint. Wenn es warm ist, aber auch nicht zu warm. Sollte es regnen, sollte sich auch nur eine dunkle Wolke am Himmel andeuten oder sollten die Temperaturen einen Tick zu niedrig oder zu hoch sein, fahren sie dann doch lieber Bus oder Auto. Schönwetterfahrer eben.

Es gibt auch Schönwettergläubigen. Solange das Leben gerade verläuft, ist man sicher: »Gott liebt mich. Ich liebe ihn. Ich liebe seine Kirche.« Das erzählt man auch allen ganz begeistert. Aber wenn es dann mal nicht so optimal läuft, wenn man in Problemen steckt, in einer Krise, wenn man krank wird, den Job oder die Wohnung verliert, wenn die Ehe kaputtgeht – dann ist Gott manchmal gedanklich ganz weit weg. Dann ist der Glaube möglicherweise mit einem Mal nicht mehr viel wert. Hält er den Stürmen des Lebens nicht stand, erweist er sich als nicht wetterfest, als Schönwettergläubige.

Anne (Name geändert), eine Frau im besten Alter, ist gerade in einer sehr bedrohlichen Lage – sie hat Brustkrebs und muss mit der Ungewissheit umgehen, wie es ausgeht, kann ihren Job nicht ausüben, muss Operationen und Chemotherapie über sich ergehen lassen – und ruht total in sich. Bzw.: Sie ruht im Glauben, in Gott. Sie ist ganz gelassen und fröhlich in ihrer

Situation. Sie weiß sich in Gottes Hand und fühlt sich von der Gemeinde im Gebet getragen. Das ist Allwetterglaube.

Aber es gibt eben auch andere Geschichten. Ich hörte neulich von einer jungen Frau, die nach einer schweren Kindheit und Jugend selbst alles besser machen wollte. Sie hatte zum Glauben gefunden, sich einer Gemeinde angeschlossen, genoss ihren Neuanfang, wusste ihre Partnerschaft zu schätzen. Dann bekam sie ein Kind, das durch mehrere Behinderungen beeinträchtigt ist. Das stürzte sie in eine so große Krise, dass sie den Glauben an einen guten Gott verlor.

Wie kann man am Glauben festhalten, wenn um einen herum alles zusammenbricht, wenn alles nur noch trostlos erscheint? Wenn man nur noch Ohnmacht verspürt? Wenn andere vielleicht sogar spotten: »Da hilft dir dein Glaube jetzt auch nicht mehr, was? Wo ist dein Gott denn jetzt?« Wie soll man in so einer Extremsituation Gottes Nähe spüren?

Wir können von Gottes Lieblingsvolk, dem Volk Israel, lernen, wie man auch im Sturm des Lebens, in harten Zeiten, in schwierigen Lebensphasen, seinen Glauben leben kann. Im Psalm 137 finden wir einen krisenfesten Glauben, der auch im Unwetter nicht ins Wanken kommt, sondern im Gegenteil Halt gibt.

Zum Hintergrund

Der Psalm 137 blickt, so lässt sich ziemlich plausibel rekonstruieren, zurück auf Geschehnisse im Jahr 586/587 v. Chr. Tausende Juden sind zu der Zeit zwangsweise im

babylonischen Exil. In der Fremde. Der babylonische König Nebukadnezar II. hat 597 v. Chr. Jerusalem und das Königreich Juda erobert. Insgesamt 4600 Menschen, ein wesentlicher Teil der Bevölkerung Judäas, vor allem Angehörige der Oberschicht, mussten ihre Heimat verlassen (Jer 52,28–30).

Diese Juden mussten einige Jahrzehnte in Babylon im Exil leben. Zwar in »relativ freier Geiselschaft«,¹ aber fern der Heimat. Mit dem blöden Gefühl: »Nicht nur die Heimat, auch Gott ist irgendwie weit weg. Gott lässt uns hier gefühlt allein.«

Psalm 137 schildert vermutlich die dramatische Situation, als die Juden der ersten Wegführung im Exil vom endgültigen Untergang Jerusalems erfuhren. Hier im Psalm erinnert sich einer der Weggeführten, möglicherweise Teil einer ehemaligen Tempelsänger-Gruppe von Leviten, an diese Zeit.

Wenn fromme Lieder nicht mehr zur Lebensrealität passen

Ps 137,1–4: *An den Flüssen Baby-lons saßen wir und weinten, jedes Mal, wenn wir an Zion dachten. Unsere Harfen hingen dort an den Weiden; wir mochten nicht mehr auf ihnen spielen. Doch die Feinde, die uns unterdrückten, die uns verschleppt hatten aus der Heimat, verlangten von uns auch noch Jubellieder. »Singt uns ein Lied vom Zion!«, sagten sie. Fern vom Tempel, im fremden Land – wie konnten wir da Lieder singen zum Preis des Herrn? (GNB)*

¹ Klaus Seybold: »Die Psalmen«, in: *Erklärt – Der Kommentar zur Zürcher Bibel*, hrsg. von Matthias Krieg und Konrad Schmid, Zürich 2010, S. 1271.



Die Exiljuden hören (vermutlich mit einiger Verzögerung, eine Informationsübertragung in Echtzeit war damals noch reine Utopie) von der Zerstörung Jerusalems. 586/587 v. Chr. ließ Nebukadnezar Jerusalem und seinen Tempel zerstören und führte die Reste der Führungsschicht ins Exil (vgl. 2Kö 25).

Heimweh hatten die Exiljuden bereits vorher – aber jetzt haben die Verbannten (endgültig?) das verloren, was ihnen Sinn und Halt gegeben hat: ihren religiösen Bezugspunkt. Jerusalem war eben nicht nur politische Hauptstadt, sondern auch Zentralpunkt des Glaubens. Da stand der Tempel. Da konnte man Gott begegnen. Jetzt gab es keinen Tempel mehr. Konnte man Gott jetzt gar nicht mehr begegnen?

Natürlich: Der Tempel in Jerusalem war im babylonischen Exil die ganze Zeit weit weg gewesen – aber man hatte sich immerhin noch bewusst machen können, dass der Tempel in Jerusalem stand. Man hatte sich immer noch gedanklich auf die entsprechende Himmelsrichtung ausrichten können und zu Gott beten können (vgl. etwa Dan 6,11 und 1Kö 8,48).

Bis jetzt. Jetzt kann man sich zwar theoretisch immer noch in Richtung Jerusalem ausrichten – aber man weiß eigentlich ganz genau: Da steht jetzt kein Tempel mehr! Den gibt es nicht mehr. Und die Verbannten haben so eine Art Phantomschmerz im Glauben. Da fehlt etwas ganz Entscheidendes. Da ist auf einmal eine riesige Leerstelle!

Was für eine Katastrophe! Das Gefühl von Ohnmacht macht sich

breit. Schmerz und Bitterkeit kommen hoch. Jerusalem war eben immer auch der besondere Ort von Gottes Gegenwart, gefeiert in Ritualen und Festen – das ist jetzt nicht mehr möglich, selbst wenn sie einmal – was ja auch nicht absehbar war – irgendwann einmal in die Heimat zurückkehren sollten!

Was machen die Exiljuden jetzt in der babylonischen Gefangenschaft? Sie treffen sich offenkundig an den Strömen Babels, um diesen Schmerz gemeinsam zu verarbeiten. Gut möglich, dass die Juden bei Bewässerungsprojekten als Zwangsarbeiter eingesetzt werden und als Gefangene das fruchtbare Land bearbeiten müssen.² Ab und zu sitzen sie nach Feierabend gemeinsam an den Fluss- und Nebenarmen des Euphrats, an Bewässerungskanälen.

Künstliche »Wasserläufe und Kanäle, die mit und neben dem Euphrat die Stadt durchziehen«,³ waren das Wahrzeichen Babylons wie heute in Köln der Dom, in Berlin das Brandenburger Tor oder in Hamburg die Elbphilharmonie. So ein Wahrzeichen ist immer auch ein Treffpunkt für Menschen im Freien. Offenkundig treffen sich auch die Exiljuden oft hier, um in Erinnerungen zu schwelgen. Aber jetzt ist die Stimmung eher wie bei einer Beerdigung. Kein Wunder: Ihre Häuser waren vorher bereits zerstört. Ihre Hauptstadt lag bereits in Trümmern. Ihr Volk war zu großen Teilen deportiert. Aber jetzt ist sogar der Tempel, das bedeutendste Bauwerk ihres Landes, der zentrale Bezugspunkt ihres Glaubens, zerstört.

Man merkt: Sie sind deprimiert. Sie brauchen einander, um das ge-

2 Dieter Schneider: *Das Buch der Psalmen*, 3. Teil, Wuppertal 1997, S. 188.

3 Seybold (2010), S. 1271.

meinsam zu verarbeiten. Hier am Ufer haben sie öfter auch gesungen. »Menschen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, finden sich manchmal zusammen, um Lieder aus ihrer Heimat zu singen. Im Singen dieser Lieder ist die Heimat für eine Weile für sie da.«⁴

Zugegeben: Das gemeinsame Singen war nur ein schlechter Abklatsch der gottesdienstlichen Feiern und Feste in Jerusalem! Aber immerhin besser als gar nichts. Ein wenig hatten die gemeinsamen Lieder sie aufgemuntert.

Aber jetzt ist ihnen die Lust vergangen, ihre gefühlvollen Glaubenslieder, ihre sehnsuchtsvollen Zionslieder zu singen – also die Lieder von damals, die sich um Jerusalem und den Tempel drehen. Spätestens als die Babylonier sie auch noch explizit auffordern: »Spielt uns doch noch mal ein Lied aus eurer Heimat!« Als die babylonischen Aufseher verlangen: »Singt Freudenlieder und Zionslieder!« – »Musik bitte!« – Da hängen sie ihre Musikinstrumente endgültig an den Nagel. Bzw. an die Bäume: Am Ufer der Kanäle und Flussarme gab es wohl weidenähnliche Euphratpappeln. Sie bringen es einfach nicht mehr übers Herz: Zionslieder singen auf Kommando? Nein, nicht *in dieser Situation!* Unmöglich!

Man muss wissen: Gerade die von den Babyloniern eingeforderten Zionslieder (also etwa Ps 46, 48, 76, 84, 87 und die Wallfahrtslieder 120 bis 134, die Ps 137 vorausgehen) sprechen mit Vorliebe von der Stabilität und Unzerstörbarkeit Jerusalems, davon, dass Gott diese Stadt besonders schützt – wie soll man so ein Lied singen, wenn die Stadt in Trümmern liegt? Das sind

Lieder, die davon sprechen, dass Davids Königshaus ewig herrschen wird – aber jetzt ist seine Dynastie am Ende! Die Lieder handeln davon, dass Gott sein Volk liebt und ihm im Tempel begegnen will – und jetzt ist der Tempel zerstört!

Wenn die Babylonier diese Lieder von den Exiljuden hören wollen, sind sie entweder sehr oberflächlich oder sie wollen die Juden provozieren. Gut möglich, dass sie die Texte ohnehin nicht verstehen, nur die Melodien toll finden. Möglicherweise sind Israels Feinde tatsächlich berührt von den Sehnsuchtsliedern, den wehmütigen Melodien und der besonderen Stimmung, die diese Lieder erzeugen. Dann würden die Babylonier die Lieder zur Folklore degradieren, zur oberflächlichen Unterhaltung. Nachvollziehbar, dass die Juden »*das Heilige nicht den Hunden*« (Mt 7,6) vorwerfen wollen.

Das kann gut sein. Vor einiger Zeit waren wir als Familie im Urlaub auf einem Bauernhof. Abends am Lagerfeuer holte ein bayerischer Katholik seine Gitarre heraus und wir sangen gemeinsam alle Lieder, die wir auswendig halbwegs hinkamen. Da wünschte sich auf einmal ein anderer Gast, der am Abend vorher noch betont hatte, er sei Atheist aus Überzeugung, ein Lied: »Gottes Liebe ist so wunderbar«, das würde er aus dem Kindergarten der Tochter kennen, das gefalle ihm sehr. Diesen Wunsch haben wir ihm natürlich gerne erfüllt. Glaubenslieder üben mitunter eine besondere Faszination auch auf Menschen aus, die ansonsten mit dem Glauben wenig anfangen können ...

Möglicherweise ist aber alles



4 Robert Spaemann: *Meditationen eines Christen. Eine Auswahl aus den Psalmen 52–150*, Stuttgart 2016, S. 178.



noch viel schlimmer und die Babylonier treiben ihren Spott »mit dem Einzigen und Heiligsten, was ihnen in ihrem Elend geblieben ist, mit der Erinnerung an Zion«. Die Babylonier wünschen sich vielleicht deshalb Zionslieder, um Salz in die Wunden zu streuen: »Na, wo ist denn jetzt euer Gott?« (vgl. Ps. 79,10; 115,2). Zionslieder sind ja eigentlich »Jahwe-Lieder«.⁵

»Da hat euer Gott aber nicht besonders gut aufgepasst auf seinen Tempel, auf das ach so stabile Königshaus, auf seine heilige Stadt – was?«

Man merkt: Da besteht ein sehr deutlicher Gegensatz zwischen den Zionsliedern und der bitteren Realität im Exil. Was ihnen heilig ist, wird verächtlich gemacht. Sie werden (ob absichtlich oder nicht) geradezu vorgeführt.

Manchmal geht es uns genauso. Wenn fundamental in unserem Leben etwas zusammenbricht, ob durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Scheidung, Streit, Misserfolg oder Depressionen, dann kommen manchmal auch Leute, die bewusst oder unbewusst in ähnlicher Weise Salz in die Wunde streuen. Dann kommen bohrende und schmerzende Fragen auf – ob von anderen oder in uns: »Hörst du gar keine Lobpreismusik mehr?« – »Hey, du hast doch sonst immer Choräle vor dich hin gepfiffen – gefallen die dir nicht mehr?« – »Na, lässt dein toller Gott dich jetzt im Stich?« – »Na, nach all dem, was du mitgemacht hast, noch fromm am Bett und Bibellesen?«

Das ist dann der Test, ob man nur einen Schönwetterglauben hat oder doch einen Allwetterglauben. Dass Gott uns liebt und immer bei

uns ist (Mt 28,20!), das fällt uns in harten Zeiten nämlich gar nicht immer so leicht zu glauben. Ist Gott wirklich gut zu mir? Warum passiert dann das alles hier mit mir? Und man bringt Vertrauenslieder wie »Du bist gut, Herr, wahrhaft gut, Herr« einfach nicht mehr über die Lippen – weil das Leben dem Lied zu widersprechen scheint.

Genauso geht es den Exiljuden hier im Psalm 137: Die Sängerguppe streikt – »nein, in dieser Situation können wir die fröhlichen Lieder über Jerusalem nicht mehr singen«. Auf einmal passen die frommen Zionslieder (Tenor: »Gott liebt uns, Gott schützt Jerusalem, Davids Haus stellt immer den König ...«) nicht mehr zur Lebensrealität.

Der Gedankengang ist nachvollziehbar: »Wie können wir jetzt lauthals fröhliche, fromme Lieder singen? Dieser Optimismus, diese Freude passen einfach nicht mehr. Wir kriegen das mit der Realität nicht mehr zusammen!«

Und was machen die Exiljuden in Babylon jetzt?

Die Lebensrealität zu einem ehrlichen und ungeschminkten Lied machen

Komischerweise machen die Exiljuden dann paradoxerweise doch »genau das, was die babylonischen »Zwingerherren« in Vers 3 gefordert hatten«. »Das Lied Zions kann« in dieser Situation »nicht nur gesungen werden, es muss gesungen werden.«⁸

Der Psalm geht weiter – und ein Psalm ist ja ein Gebet, das gesungen wurde, also ein Lied! Die Exiljuden bleiben zusammen, sie singen gemeinsam (jetzt ohne die »an

5 Helmut Lamparter: *Das Buch der Psalmen II. Psalm 73–150*, Stuttgart 1999, S. 333.

6 Hans-Joachim Kraus: *Psalmen 60–150*, Neukirchen-Vluyn 2003, S. 1086.

7 Manfred Oeming / Joachim Vette: *Das Buch der Psalmen. Psalm 90–151*, Stuttgart 2016, S. 215.

8 Ebd.

den Nagel gehängten« Harfen a cappella?) weiter – nur eben anders: nicht als Beschreibung einer heilen Welt, eines rosarot verklärten Glaubens, sondern sie singen von ihrem *umkämpften* Glauben.

Ihr Ansatz beeindruckt: Weil die frommen Lieder nicht mehr zur Lebensrealität zu passen scheinen, machen sie halt aus der bitteren Lebensrealität ein ehrliches, authentisches, ungeschminktes neues Lied!

Der Psalmbeter (ab jetzt als Einzelstimme in der 1. Person Singular) singt davon, dass Jerusalem weiter und gerade jetzt seine »höchste Freude« sein soll! Aber Achtung: Die Formulierungen sind gewöhnungsbedürftig:

Ps 137,5f.: *Jerusalem, wenn ich dich je vergesse, dann soll mir die rechte Hand verdorren! Die Zunge soll mir am Gaumen festwachsen, wenn ich aufhöre, an dich zu denken, wenn ich irgendetwas lieber habe, lieber als dich, Jerusalem!*

Die Verse 5 und 6 sind »ein glühendes Bekenntnis zu Jerusalem in Form einer ›bedingten Selbstverfluchung«.⁹ Hier zeigt sich Anhänglichkeit und Hoffnung. Hier zeigt sich die bewusste Fortführung der Ausrichtung auf Jerusalem.

Jerusalem wird direkt angesprochen – also ist das doch hier in gewisser Weise ein »Zionslied«, was gesungen wird!¹⁰ Aber eins, das sich wie ein Schwur an die Stadt richtet: »Ich werde dich nicht vergessen. Niemals! True love never dies!¹¹«

Wie in Jer 51,50 geht es hier darum, Jerusalem immer »im Herzen zu tragen«. Der Beter verspricht, dass Jerusalem (also Gottes Nähe

und Gegenwart) immer der Bezugspunkt des eigenen Lebens bleibt. Danach will er sich ausrichten! Nie vergessen heißt (vgl. 5Mo 6,12; 32,18; Jes 17,10; 51,13; Jer 2,32): »Jerusalem wird bei uns immer den gebührenden Stellenwert haben. Wir wollen Gott nie ausblenden oder nach hinten rücken. Wir wollen die Hoffnung auf einen Neuanfang in Jerusalem niemals aufgeben, wir werden uns niemals mit der Zerstörung Jerusalems abfinden!«

Noch einmal zur Erinnerung: Diese Zeilen werden an den Strömen Babylons gesungen, in der Ohnmacht des Exils, in einer Situation, in der die Stadt Jerusalem verwüstet ist und in Trümmern liegt! Aber die Zeilen hier sprechen von der Hoffnung, dass sie wieder in altem Glanz erstrahlt! Sie stehen für einen festen persönlichen Entschluss: »Ich halte fest an der Ausrichtung auf Gott. Ich halte die Verbindung mit der heiligen Stadt! Das war noch nicht das Ende!«

Tatsächlich: Das ist dann doch ein Zionslied, wie es die Babylonier gewünscht haben. Aber wenn die Babylonier Salz in die Wunde der Juden streuen wollen, dann haben sie sich getäuscht: Die Exiljuden sammeln beim Singen dieser improvisierten Zeilen neue Entschlossenheit. In einer ziemlich hoffnungslosen Situation schöpfen sie neue Hoffnung aus dem Glauben.

Der Beter sagt: »Jetzt erst recht!« Er schwört seine Verbindung mit der Heiligen Stadt auf eine Weise, die uns heute nicht mehr so geläufig ist: Eine Selbstverfluchung für den Fall des Vergessens soll sein Vorhaben bekräftigen. Er

9 So die Fußnote zur Gute-Nachricht-Übersetzung an dieser Stelle auf bibleserver.com.

10 Beat Weber: *Werkbuch Psalmen II. Die Psalmen 73 bis 150*, Stuttgart 2003, S. 334; Kraus (2003), S. 1085.

11 Ich verstehe die Verse 5–9 als in Babel gesungenes Lied. Manche Ausleger gehen von zwei Zeitebenen aus: Ihnen zufolge blickt in den Versen 1–4 ein Heimkehrer aus dem Exil auf die Zeit der Gefangenschaft zurück (538 v. Chr. erlaubte Kyros II., König von Persien, die Rückkehr der Verschleppten in ihre Heimat). Aus dieser Erinnerung heraus entsteht dann dieser Auffassung zufolge nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft ein neues Lied (festgehalten in den Versen 5–9). Mit Vers 5 springt das Lied demzufolge in die Gegenwart. Ich halte es aber für plausibler, dass die Verse 1–4 den Rückblick einleiten und die restlichen Verse bereits in Babel geschriebene Verse zitieren (nur da ergeben die Verse 5 und 6 wirklich Sinn). Die Trümmer der Heiligen Stadt vor Augen, Angriffen der Nachbarvölker ausgesetzt, rufen sich die Zurückgekehrten die damals im Exil gesungenen Zeilen wieder in Erinnerung, singen sie erneut, lassen die damaligen Gefühle aufleben. Das soll sie motivieren, trotz der harten Umstände die anspruchsvolle Aufbauarbeit als Privileg zu begreifen: Sie können nun tatsächlich, aus Ohnmacht und Verzweiflung herausgeholt, Realität werden lassen, was sie sich in Babylon kaum zu träumen wagten, und mit Gottes Hilfe einen Beitrag zum Neuaufbau Jerusalems und des Tempels leisten!



sagt sinngemäß: Sollte er diesen Schwur nicht einhalten, also nicht an Jerusalem und Gott festhalten, dann wäre es die gerechte Strafe dafür, dass seine rechte Hand und die Zunge nicht mehr funktionieren. Der (ehemalige) Tempelmusiker, der im Exil Psalm 137 dichtet und komponiert, setzt die »Hauptorgane des Berufsmusikers«¹² als Pfand des Schwurs: Die rechte Hand ist für einen Musiker als Spielhand unentbehrlich. Die Zunge braucht er zum Singen.

So eine Selbstverfluchung ist heute nicht mehr üblich, um seine Entschlossenheit zu demonstrieren. Aber ich finde es beeindruckend, wie der Psalmbeter hier sagt: Meine Ausrichtung bleibt! Ich habe Hoffnung auf Neuanfang!

Unser Glaube kommt manchmal auch in Bewährungsproben. Er ist mitunter hart umkämpft und angefochten. Vielleicht steckst du gerade in einer solchen Krise, in großen gesundheitlichen, psychischen, finanziellen, beziehungs-technischen oder beruflichen Schwierigkeiten. Vielleicht kommen dir der Glaube an Gott und die Beziehung zu ihm gerade insgesamt eher fragwürdig vor angesichts zerplatzter Träume, unliebsamer Erfahrungen und enttäuschter Erwartungen.

Ich kann es verstehen, wenn Menschen in schwierigen Situationen einfach keine Lust mehr haben, Jubellieder anzustimmen, nur um die fromme Fassade zu wahren. Das ist nachvollziehbar – und völlig in Ordnung.

Aber in einem Punkt können wir von den Exiljuden hier lernen: Sie brechen das Gespräch mit Gott nicht ab, sondern sie schalten von

den etablierten Routineliedern zu neu geschriebenen aktuellen um. Sie tun auch nicht so, als wenn nichts wäre, sondern machen ihre Situation zum Thema – im Gebet, im Lied. Sie strecken nicht den Kopf in den Sand, sondern verarbeiten ihre Gedanken und Emotionen in Textzeilen und Noten. Sie tun das, obwohl sie in ihrer Lage auch mit ihrem Glauben ringen, genauer gesagt: Sie tun es, weil sie damit um ihren Glauben kämpfen. Viele Paul-Gerhardt-Lieder sind im Dreißigjährigen Krieg in ähnlich großen Problemlagen entstanden – weil er da auch um seinen Glauben kämpfen musste! Diese Lieder sind vielen Menschen aufgrund ihrer hohen Glaubwürdigkeit heute noch wichtig und hilfreich. Glaube wird zum Allwetterglauben, wenn wir Krisen nicht auszublenden versuchen, sondern sie zum Gebet machen.

Wir waren vor Jahren mit Freunden einmal an der Ostseeküste in einer größeren charismatischen Gemeinde. Es gab dort eine Taufe in einem Pool, es gab eine sehr lange Predigt und Lobpreislieder ohne Ende. Nach über zwei Stunden fragten wir einen: »Wie lange geht das denn hier noch?« – Der sagte uns: »Hoffentlich noch lange – hier geht es mir gut! Hier vergesse ich den Rest der Woche!«

Das finde ich schwierig. Natürlich ist eine Gemeinde in gewisser Weise auch ein Schutzraum, ein gewisser Rückzugsbereich – aber wenn ein Gottesdienst nicht mehr die Verbindung schafft zwischen frommem Programm und wirklicher Lebenswelt von Montag bis Freitag, dann ist er nur noch Show. Die vergangene Woche und

12 Weber (2003), S. 334.

die kommende Woche – die bringen wir doch quasi mit, die dürfen doch eine Rolle spielen und einfließen! Wir sollten uns bei Problemen nicht in eine heile fromme Welt flüchten (sozusagen als attraktives Alternativprogramm, das uns zumindest zeitweise vom wirklichen, deutlich trübereen Alltag ablenkt). Der Glaube muss unseren Alltag berühren; wir sollten die Realität nicht ausblenden, sondern zum Thema machen, zum Gebet! Das machen die Exiljuden hier auch. Offen und ehrlich!

Psalm 137 zeigt, wie die Juden geradezu darum kämpfen, Gott überhaupt weiter vertrauen zu können. Es erinnert mich ein wenig an die Spirituals der schwarzen Sklaven Amerikas: Ein ungeschminktes Gebet an Gott, das die Hoffnung auf ein gutes Ende herbeisingen und hochhalten will, das Kraft zum Durchhalten spenden soll, das die Sehnsucht nach Gottes Beistand thematisiert.

Wichtig finde ich auch: Die Exiljuden halten zusammen – Psalm 137 schwankt hin und her vom »wir« zum »ich« und wieder zum »uns«. In der Gemeinschaft ist es einfacher, Krisen auszuhalten. Man ist nicht allein. Man kann sich gegenseitig stützen. Die Juden im Exil singen sich gegenseitig zu: Ich will daran festhalten, dass Gott mich festhält. Gerade jetzt!

Wenn wir harte Zeiten haben, in Krisen stecken, dann ist es erst recht dran, Lieder zu singen (oder neu zu erfinden!), die betonen: »Ich traue auf dich, o Herr!« Immer noch! Gerade jetzt!

Es folgt ein heftiger Schluss: Eine Rachestrophe, die sich gewaschen hat!

Gott vertrauensvoll die Probleme vorlegen

Ps 137,7–9: *Herr, vergiss nicht, was die Edomiter taten, als Jerusalem in die Hand der Feinde fiel, wie sie schrien: »Reißt sie nieder, die Stadt! Reißt sie nieder bis auf den Grund!« Babylon, auch du wirst bald verwüstet! Gott segne den, der dir heimzahlt, was du uns angetan hast! Gott segne den, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert!*

Die Exiljuden reden die Probleme, die schlechten Gefühle, den Hass auf die Personen, die an der Zerstörung Jerusalems schuld sind, nicht weg. Sie legen die ungelösten Probleme vielmehr Gott hin. Ab Vers 7 wird Gott angesprochen; streng genommen wird der Psalm hier erst zum Gebet.

Der Psalmbeter adressiert seine Not ziemlich drastisch an Gott! Im Kern ist dieser Abschnitt ein Fluchwunsch, ein Wunsch nach Strafe und Vergeltung für zwei Gruppen, die den Juden zu schaffen machen: Edom und Babylon.

Der Texter und Komponist fordert Gott auf, die Rolle Edoms am »Tag Jerusalems«, also beim Untergang der Stadt, nicht zu vergessen. Edom hatte bei der Eroberung Jerusalems die Eroberer angestachelt, alles in Schutt und Asche zu legen. Die Edomiter hatten mit den Babyloniern gemeinsame Sache gemacht und selbst Profit aus dem Leid des Gottesvolkes geschlagen (Ob 7–15). »Gott, zahl es ihnen heim!«, singen die Exiljuden.

Auch Babylon soll erleiden, was es selbst anderen angetan hat: vollständige Zerstörung und Vernichtung. Die Exiljuden haben die Hoffnung, dass die damit nicht





»durchkommen«. Vers 9 findet sehr grobe Worte, das sind für heutige Leser schreckliche und irritierende Sätze!

Diese Zeilen klingen brutal und unmenschlich, ja. Und trotzdem können wir das so stehen lassen. Hier bricht ja sehr wahrscheinlich die Emotion der Exiljuden durch, die sie beim Hören der Nachricht, dass Jerusalem zerstört worden ist, empfinden. Sie wünschen sich, dass Babylon auch »seiner Zukunft beraubt« wird.¹³

Der Vers ist auch vor dem brutalen Hintergrund damaliger Kriegspraxis zu sehen (vgl. 2Kö 8,12; Jes 13,16; Hos 14,1; Nah 3,10). Diese Erbarmungslosigkeit, die die Exiljuden für Babylon herbeiwünschten, hatten die Babylonier zuvor Israel angetan (Jes 47,6ff.)! Der Wunsch nach ausgleichender Gerechtigkeit ist aus Opferperspektive daher nur verständlich.¹⁴

Es handelt sich um »den leidenschaftlichen Schrei der Ohnmächtigen nach Gerechtigkeit!«¹⁵ – die Beter übergeben die ganze Angelegenheit Gott. Erich Zenger überträgt den in Vers 8–9 steckenden Kerngedanken wie folgt: »Tochter Babel, du Gewalttätige: Selig, wer dich vor Gericht zieht wegen der Taten, die du uns angetan. Selig, wer dich ergreift und deiner Herrschaft ein Ende setzt für immer.«¹⁶

Hinter der Verfluchung steckt also eigentlich der Wunsch nach Gerechtigkeit, nach »Wiederherstellung der Weltordnung«.¹⁷ Damals gab es eben noch keinen Internationalen Gerichtshof wie heute in Den Haag; keine Instanz, die bei völkerrechtswidrigen kriegerischen Auseinandersetzungen Gerechtigkeit zuschaffen versucht.

Diese brutale Bitte ist somit eigentlich ein großer Vertrauensbeweis Gott gegenüber. Er soll sich darum kümmern, er soll die Unge rechten in die Schranken weisen! Die Beter bauen darauf, dass er das Problem lösen kann und wird. Gott soll das letzte Wort haben. »Wie soll Israel »in der Fremde« das Lied vom guten Gott anders singen denn als Schrei des Protestes und der Sehnsucht nach Recht und Gerechtigkeit?«¹⁸ Psalm 137 ist so verstanden ein »Lied im Munde von Machtlosen, denen unsägliches Leid widerfahren ist. Die Wahrung ihres Rechtes nehmen sie nicht in die eigene Hand, sondern befehlen es ihrem Gott JHWH an.«¹⁹ Die damaligen Beter des Psalms können sich zudem auf etliche Vorhersagen stützen, die ankündigen, dass Gott die Edomiter und Babylonier zur Rechenschaft ziehen wird (Jes 13,16; 63,1–6; Jer 49,7–18; 50,1–51,64; Hes 25,12–14; 35,1ff.; Obadja). Gut möglich, dass die Texter und Komponisten des Psalms das hier in Erinnerung rufen.

Die Babylonier fordern ein jüdisches Lied? Bitte schön! Die Exiljuden denken sich: »Gut, wir singen euch eins, und zwar eins, das sich darum dreht, wie ihr früher oder später zur Rechenschaft gezogen werdet!« Es hat etwas Subversives, dass gerade diese Rachestrophe in Gegenwart der Babylonier und sogar auf ihre Aufforderung hin gesungen wird. Die verstehen den Text höchstwahrscheinlich nicht, weil sie der hebräischen Sprache nicht mächtig sind.²⁰ Sie bekommen also nicht mit, dass die Exiljuden sie in ihrem Lied thematisieren. Sie merken nicht, dass die letzte Strophe Gott auffor-

13 Weber (2003), S. 334.

14 Oeming/Vette (2016), S. 217.

15 Erich Zenger: *Psalmen – Auslegungen in zwei Bänden*, Freiburg 2011, S. 784.

16 Zenger (2011), S. 847.

17 Erich Zenger: *Stuttgarter Psalter – mit Einleitungen und Kurzcommentaren*, Stuttgart 2005, S. 374.

18 Zenger (2011), S. 850.

19 Weber (2003), S. 336.

20 Weber (2003), S. 335.

dert, Gerechtigkeit herzustellen.

Glaube bleibt für manche auf Dauer eine unbekannte Wirklichkeit – sie wird Ungläubigen in wesentlichen Teilen immer verschlossen bleiben. Robert Spaemann fand dafür ein treffendes Bild: Christen tanzen nach einer Melodie, die Nichtchristen nicht einmal hören. »Von außen betrachtet erscheint das Verhalten des Gläubigen unter Umständen absurd. Der Ungläubige sieht die Gläubigen tanzen, aber da er taub ist und die Musik nicht hört, versteht er die Tanzbewegungen oft nicht oder empfindet sie als fremdlich oder unwürdig.«²¹ Kein Wunder, dass Gläubige manchmal für seltsam gehalten werden ... (Aber aus neutestamentlicher Perspektive können wir auch sagen: Gut, wenn Menschen durch unseren »Tanz« neugierig werden und nachfragen, zu welchem Takt wir uns bewegen!)

Schluss

Wenn fromme Lobpreislieder oder Choräle irgendwie gerade nicht zu deiner schwierigen Lebenslage, deiner Verzweiflung, deiner Ohnmacht passen – dann ist das völlig in Ordnung. Du musst sie nicht mitsingen oder im Auto hören. Aber dann mach deine subop-

timale Lebenslage zum Thema der Lieder, die du improvisierst! Mach dein Empfinden zum Thema in deinen Gebeten!

Scheue dich nicht, deine Probleme offen vor Gott hinzulegen, die Ohnmacht, die Sorgen. Und auch die nicht ganz so vorzeigbaren Gefühle, den Hass, die Wut. So wie die Exiljuden im Angesicht der Feinde den Wunsch nach Gottes Eingreifen, nach Gerechtigkeit besungen haben – so kannst du im Stillen oder laut Gott zusingen, pfeifen oder summen: »Kümmere dich drum – um diesen Vermieter, der mit das Leben schwer macht. Um den Chef, der mich fertigmacht. Um den Lehrer, der unfair handelt, den Nachbarn, der mir das Leben zur Hölle macht ...«

Wir dürfen auch »Problemenschen« unseres Lebens (»Feinde« in Psalmensprache) Gott im Gebet konkret benennen! (Sie müssen das ja nicht unbedingt mitbekommen ...) Wir dürfen auch ungeschminkt unsere Gefühle aussprechen – wir müssen schlechte Gefühle nicht immer fromm wegreden; wir dürfen und sollen ehrlich sein vor Gott.

Auch und gerade aus neutestamentlicher Sicht geht es dabei natürlich nicht darum, dass Gott unsere »Feinde« bestraft und sie

vernichtet. Aber die Feindesliebe schließt den Wunsch nach Gerechtigkeit nicht aus (Röm 12,19)! Und im Geist der Feindesliebe können wir erst recht Gott bitten, nicht nur die schwierige Situation, sondern auch und gerade Person XY grundlegend zu verändern.

Sprich es offen aus, wenn du gerade um deinen Glauben kämpfen musst! Bleib gerade dann im Gespräch mit Gott, sei ehrlich mit ihm. Wenn du am Glauben festhältst, merkst du, wie der Glaube dich hält. Wenn du an Gott festhältst, wirst du merken, wie er dich festhält.

Allwetterglaube ist Glaube, der sich in harten Zeiten bewährt. Er entwickelt sich, wächst und wirkt, wenn wir ...

- uns dafür entscheiden, in der Gemeinschaft der Gläubigen zu bleiben und Gott weiter zu vertrauen (und notfalls darum kämpfen, weiter glauben zu können),
- jederzeit ehrlich und offen mit Gott im Gespräch sind (möglicherweise will er uns ja auch was sagen?!),
- ungelöste Probleme, Sorgen, Emotionen unseres Lebens in seine Hand legen und
- die Hoffnung auf einen Neuanfang nicht aufgeben.

Ulrich Müller

www.ulrich-mueller.com

»Was in den Heiligen Schriften steht, wurde im Voraus aufgeschrieben, damit wir den Nutzen davon haben.

Es soll uns zum geduldigen Ertragen anleiten und uns Mut machen, an der gewissen Hoffnung auf die endgültige Erlösung festzuhalten.«

(Röm 15,4 GNB)

»Durch Leiden lernen wir Geduld, durch Geduld kommt es zur Bewährung, durch Bewährung festigt sich die Hoffnung.

Unsere Hoffnung aber wird uns nicht enttäuschen.

Denn dass Gott uns liebt, ist uns unumstößlich gewiss.«

(Röm 5,3b–5 GNB)

21 Spaemann (2016), S. 286 und 198.

Gerhard Tersteegen – ein »Großvater« der deutschen Brüderbewegung (1)

Jede Bewegung in der Geschichte der christlichen Kirche hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit. Eine neue geistliche Bewegung entsteht auf einem Feld, das bereits andere Diener des Herrn zuvor bearbeitet haben. Dies betont auch der Apostel Paulus in 1Kor 3,10: *»Nach der Gnade Gottes, die mir gegeben ist, habe ich als ein weiser Baumeister den Grund gelegt; ein anderer aber baut darauf; ein jeder aber sehe zu, wie er darauf baut.«*

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts mit den ersten Versammlungsgründungen unter **Carl Brockhaus** (1822–1899) und etwas früher durch **Julius Anton von Poseck** (1816–1896) hatte neben dem Einfluss der englischen Brüderbewegung auch deutsche Wurzeln, auf die die ersten Gemeinden und ihre Führer aufbauten. Ein starker Einfluss in den Gebieten, wo die ersten Versammlungen entstanden, ging von Gerhard Tersteegen aus, der 100 Jahre zuvor in diesen Gegenden durch sein Wirken, aber vor allen Dingen durch seine Schriften viele Gemeinschaften beeinflusst hatte. Ich möchte diesen »Großvater« der deutschen Brüderbewegung würdigen, indem ich auf einige geschichtliche Zusammenhänge hinweise, die mehr Einfluss auf die sich neu bildenden Brüdergemeinden hatten, als dies zunächst scheint. Der Historiker August Jung, der vor einigen Jahren mehrere Beiträge zur Entstehung der frühen Brüderbewegung geleistet hat, macht in seinen Werken darauf aufmerksam, dass die Brüder um von Poseck und Brockhaus besonders Eingang in den von Tersteegen geprägten Konventikeln fanden. »Konventikel« nannte man zu jener Zeit oft abfällig die vom Pietismus geprägten Hausversammlungen der Gläubigen.

In der Einleitung zum Elberfelder Neuen Testament von 1855 bemerken die Übersetzer zum Gebrauch des Begriffs »Weg« in der Apostelgeschichte, »dass man in jener Zeit sich desselben in einer ähnlichen Weise

bediente, wie man in unsern Tagen zur Bezeichnung der Christen das Wort »Pietist« gebraucht«. Diese Erklärung zeigt, dass sich die Väter der Brüderbewegung ihrer Verbundenheit mit dem geschichtlich gewachsenen Pietismus bewusst waren.

Tersteegen zählt zu den wenigen Autoren, die im *Botschafter des Heils in Christo* namentlich genannt wurden – mit immerhin sechs Beiträgen aus seinen Briefen und Gedichten –, was sehr selten vorkam, da man die Beiträge in der Regel anonym veröffentlichte oder sie nur mit den Initialen kennzeichnete. Dies weist darauf hin, dass man sich der Verbindung mit ihm als einem der Väter des reformierten Pietismus nicht schämte.

Georg von Viebahn (1840–1915) argumentiert in seiner bekannten Abhandlung *Was ich bei den Christen gefunden habe, die sich nur im Namen Jesu versammeln* (1902) bezüglich geistlicher Autoritäten im Reich Gottes im Hinblick auf die Verbindlichkeit ihrer Lehre und den Gehorsam allein der Schrift gegenüber: »An die Autorität des Wortes Gottes reicht kein Mensch heran, er heiße Spurgeon, Moody, Darby oder Tersteegen. Bruder Darby wäre der Letzte gewesen, der Zusätze zur Bibel geduldet hätte.« Dieses Urteil gilt genauso für die geistliche Haltung Tersteegens im Blick auf seine schriftlichen Werke. Viebahn stellt hier Tersteegen als geistliche Autorität auf eine Ebene mit Darby oder Spurgeon. Diese Bemerkung zeigt, dass sich die »Brüder« der geistlichen Größe

Tersteegens und seines Einflusses auf die Gemeinde Jesu im Klaren waren.

Johannes Warns (1874–1937), ein »Offener Bruder«, würdigte in seiner von 1904 bis 1908 herausgegebenen Zeitschrift *Wahrheit in der Liebe*, in der er sich intensiv mit den historischen Beziehungen der freien christlichen Gemeinden beschäftigte, auch Tersteegen und zitierte Auszüge aus seinen Werken.

Auf den Einfluss der Lieder Tersteegens auf die Gesangbücher der Brüderbewegung möchte ich im zweiten Teil dieses Beitrags zu sprechen kommen.

Gerhard Tersteegen – ein begabter Hirte und Diener der Gemeinde Jesu

Tersteegens Biografie ist in vielen Büchern und Internetbeiträgen beschrieben worden, deshalb möchte ich mich in diesem Artikel nur auf einige wenige Daten seines Lebens beziehen und vor allem die Themen behandeln, die einen Bezug zur Brüderbewegung haben.

Gerhard Tersteegen wurde am 25. November 1697 in Moers geboren und starb am 3. April 1769 in Mülheim an der Ruhr. Er stammte aus einem frommen, pietistischen Elternhaus. Der Vater, der Kaufmann Heinrich Tersteegen, verstarb bereits 1703, als Gerhard erst sechs Jahre alt war. Er hatte noch fünf ältere Brüder und zwei Schwestern. In der Lateinschule Adolfinum in seiner Heimatstadt Moers lernte der überdurch-

schnittlich begabte Junge Latein, Griechisch, Hebräisch und Französisch. Er beherrschte alle diese Sprachen, und auch Niederländisch sprach er durch die räumliche Nähe seines Geburtsortes zu den Niederlanden fließend. Mit sechzehn Jahren – inzwischen erlernte er bei seinem Schwager in Mülheim den Kaufmannsberuf – bekehrte er sich und hielt sich zu der kleinen Gemeinschaft der Gläubigen, die sich mit seinem Mentor Wilhelm Hoffmann versammelte, auf den ich später noch zu sprechen komme.

Tersteegen war ein ungemein begabter Mann, konnte aber aus finanziellen Gründen nicht Theologie studieren, wie es sein Wunsch gewesen wäre. In ungeheurem Fleiß eignete er sich dennoch ein breites theologisches Wissen an. Meist ist er heute nur noch durch einige seiner Lieder bekannt. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden seine Werke nicht nur in Deutschland und in den Niederlanden – die er regelmäßig bereiste – gelesen, sondern auch in einige andere Sprachen übersetzt und dienten vielen Gläubigen zu einem hingeebenen Leben in der Heiligung.

Tersteegen war nicht in erster Linie Lehrer oder Evangelist, obwohl er auch darin eine gewisse Begabung hatte, sondern vor allem Hirte der Gemeinde. So waren es besonders seine seelsorgerlichen Briefe, von denen er Tausende schrieb, die gern gelesen wurden und deren Weisheit viele Menschen bis heute beeindruckt. Eine wissenschaftliche Neuausgabe



Tersteegens Geburtshaus in Moers

umfasst heute 750 teils kurze, teils aber auch sehr lange Briefe an einfache Menschen, Fürsten, Theologen, Freunde, an Männer und Frauen. Leider sind diese 750 Briefe nur ein kleiner Teil seiner umfangreichen Korrespondenz. Bei ihrem Studium und auch bei der Betrachtung seines Gesamtwerks wird deutlich, dass es ihm vor allem um die Heiligung im Leben der Gläubigen ging. Mit großer Nüchternheit gab er seine Ratschläge und wurde zum Seelsorger vieler Menschen. Manchmal hatte er darüber hinaus bis zu 40 seelsorgerliche Gespräche mit heils- oder hilfesuchenden Christen am Tag, besonders während der Erweckungszeiten in Mülheim und Umgebung, die er als Führer und Prediger mitgeprägt hatte.

Tersteegen ist oft nur noch als reformierter Mystiker im Bewusstsein der Gläubigen geblieben. Er übersetzte viele Werke der alten Mystiker ins Deutsche, darunter die Werke von Thomas von Kempen, Johannes Tauler und vor allem die Werke der Quietisten, des Spaniers Miguel de Molinos, der Madame Guyon und des Jean de Bernières. Jedoch hat der Begriff »Mystik« seit dem 18. Jahrhundert einen bedeutsamen Wandel erfahren. Der viele Jahre vertretenen These, dass »Mystik« in allen Weltreligionen vorkomme, wird heute von wissenschaftlicher Seite widersprochen. Tersteegen vertrat eine »Liebesmystik«, keine »spekulative Mystik«. Er war auch kein Pantheist, was ihm gelegentlich unterstellt wurde und wogegen er sich bereits zu Lebzeiten wehrte. Sein Hauptwerk, an dem er sein ganzes Leben lang schrieb, waren 30 Biografien katholischer Mystiker, deren Leben und Werk er allerdings durch eine »reformierte Brille« betrachtete.



Links: Mutmaßliches Tersteegen-Porträt. Rechts: Diese lange für ein Porträt Tersteegens gehaltene Zeichnung zeigt in Wirklichkeit den Dichter Ludwig Tieck (1773–1853).

Alles in seinem Denken drehte sich um den dreieinigen Gott und vor allem um die Person Jesus Christus. Es würde den Umfang dieses Artikels sprengen, auszuführen, was Tersteegen selbst unter »Mystik« verstand, die für ihn nichts anderes als praktische Gottseligkeit eines hingeebenen Lebens – »Christus in uns« – bedeutete. Der literarische Einfluss Tersteegens im 18. und 19. Jahrhundert ist mit dem von **A. W. Tozer** (1897–1963) im 20. Jahrhundert zu vergleichen, der theologisch sehr viel Ähnlichkeit mit Tersteegen aufweist und auch weit über die Grenzen seiner gemeindlichen Anbindung in allen Kreisen der Gläubigen geschätzt und gelesen wurde und wird.

Tersteegen arbeitete nur kurz nach seiner Lehrzeit als Kaufmann und wählte dann als Zweitberuf die Arbeit eines Bandwebers. Nebenher stellte er ab 1724 auch pflanzliche Arzneimittel her. Als er durch seine Buchveröffentlichungen und Zuwendungen von Glaubensgeschwistern finanziell unabhängig wurde, behielt er nur noch die Produktion seiner von vielen geschätzten Naturheilmittel bei. Erst in den letzten Jahren ist die Bedeutung der sogenannten »pietistischen Medizin« und somit auch Tersteegens ins Blickfeld der Wissenschaftler getreten, die sich mit Pharmakologie beschäftigen. Tersteegen war ein ausgezeichnete Naturheilkundiger, der seine Rezepte stets kostenlos weitergab oder die Arzneimittel selbst kostenlos herstellte, was ihn zu einem wichtigen Helfer besonders für die Armen machte. Für Tersteegen war auch dieser Bereich seines Dienstes Gottesdienst.

Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), der sogenannte »Patriarch der Erweckung«, der durch sein Elternhaus von Tersteegen geprägt war, meinte einmal über den Einfluss, den Tersteegen auf Menschen hatte: »Er hat gewiss mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Zeiten irgendeiner getan hat.«

Tersteegens Versammlungsverständnis und Versammlungspraxis

»O wie lieb ich, Herr, die Deinen,
die dich suchen, die dich meinen;
o wie köstlich sind sie mir!
Du weißt, wie mich's oft erquicket,
wenn ich Seelen hab erblicket,
die sich ganz ergeben dir.«

Schon bald nach seiner Bekehrung begann Gerhard Tersteegen Versammlungen zu halten, zunächst an seinem Wohnort Mülheim. Diese Zusammenkünfte der Gläubigen, die man damals Konventikel nannte, waren in Mülheim von **Theodor Undereyck** (1635–1693), einem evangelischen Theologen und Begründer des reformierten Pietismus, ins Leben gerufen worden. Undereyck hatte wie der bekanntere Begründer des lutherischen Pietismus, **Philipp Jacob Spener** (1635–1705), die Art des Zusammenkommens von **Jean de Labadie** (1610–1674), einem separatistischen Pietisten, übernommen, der auch als Gemeindegründer einer freien, zunächst reformierten Gemeinde in die Geschichte einging. Labadie wird auch in den geschichtlichen Darstellungen der »Brüder« als herausragende Gestalt der Kirchengeschichte gesehen. Spener lernte jedenfalls in Genf bei Labadie die Versammlungen der »wahrhaft Frommen« (wie Luther sie nannte) kennen. Labadie berief sich vor allem auf 1Kor 14 und praktizierte in seinen Versammlungen die dort gefundenen Prinzipien. Spener als lutherischer Theologe änderte die Art des Zusammenkommens dann ab, indem er die Freiheit der einzelnen Brüder einschränkte und einen Theologen als Vorsitzenden der »Stunde« sehen wollte. Im reformierten Bereich, auch im württembergischen Pietismus, entwickelten sich diese Bibelstunden freier. Es wurde frei gebetet und frei das Wort ausgelegt, während im lutherischen Umfeld oft vorformulierte Gebete verwendet und Predigten vorgelesen wurden.

Als junger Mann lernte Tersteegen diese Art von Zusammenkommen unter dem damaligen Leiter des Konventikels in Mülheim, **Wilhelm Hoffmann** († 1746), kennen. Hoffmann war Theologe, Mystiker und separatistischer Pietist und begleitete Tersteegen über viele Jahre als geistlicher Mentor und väterlicher Freund. Ein weiterer Bruder, der sehr viel Einfluss auf den jungen Tersteegen hatte, war **Ernst Christoph Hochmann von Hohenau** (1670–1721), ein separatistischer Pietist, Evangelist und Bußprediger, der durch ganz Deutschland zog und das Evangelium verkündigte. Oft saß er um seines Glaubens willen im Gefängnis. Er hatte durch sein Wirken überall kleine, freie Hauskreise hinterlassen, die der organisierten Kirche sehr kritisch gegenüberstanden. Auch Hochmann von Hohenau wird in der kirchengeschichtlichen Literatur der »Brüder« oft lobend erwähnt. Er



Tersteegenhaus in Mülheim

hätte ebenso wie Tersteegen eine eigene Freikirche mit großem Zulauf gründen können. Aber sie sahen mehr die unsichtbare Kirche der wahren Wiedergeborenen in allen Denominationen, und denen wollten sie dienen. Hochmann rief zwar viele seiner Anhänger aus dem verdorbenen Babel (katholische Kirche, protestantische Landeskirchen), aber er wartete auf die Wiederkunft Jesu und den Beginn des Tausendjährigen Reiches und wollte deshalb keine Gemeindeführung gründen. Christus allein würde seine abgefallene Kirche wiederherstellen.

Wie seine beiden Mentoren Hochmann von Hohenau und Wilhelm Hoffmann blieb Gerhard Tersteegen unverheiratet; er wollte sich ganz dem Herrn und seinem Werk widmen.

Den Gedanken, dass die christliche Kirche im Zerfall, ja im Abfall begriffen war, hatte schon **Gottfried Arnold** (1666–1714) betont, der als Kirchenhistoriker die Geschichte der »wahren Gläubigen« beschrieben hatte, die von der offiziellen Kirchengeschichtsschreibung oft ausgelassen wird. Schon viele Jahrhunderte zuvor hatte **Kaspar Schwenckfeld** (1490–1561) ähnliche Auffassungen vertreten. Der Niedergang, der Abfall der Kirche wurde in den Kreisen der Gläubigen seitdem theologisch vertreten. Tersteegen nahm, obwohl er nie offiziell aus der reformierten Kirche austrat, eine kritische Haltung gegenüber den Volkskirchen ein,

da keine Unterscheidung zwischen Wiedergeborenen und Namenschristen gemacht wurde.

Zurück zum Konventikel in Mülheim. Ab 1727 sprach Tersteegen in diesem Zusammenkommen der Gläubigen unter großem Segen, was den reformierten und lutherischen Pastoren der Stadt ein Dorn im Auge war. Schließlich erreichten sie, dass diese Treffen verboten wurden. Von 1740 bis 1750 ruhte die Arbeit in Mülheim. In den folgenden Jahren bereiste Tersteegen mehrmals die Niederlande, wo er unter anderem in den Versammlungen der »Quäker« in Amsterdam predigte. Hier wird er sicher die Lehre vom »Warten auf den Herrn« kennengelernt haben, dem einfachen, stillen Verharren der Versammlung, um auf das Wirken und Leiten des Heiligen Geistes zu warten. Während dieser Jahre verkündigte er auch in einem Gottesdienst der Mennonitengemeinde in Krefeld ein einziges Mal in seinem Leben das Wort auf einer Kanzel. Er hatte in dieser Gemeinde viele Freunde, und bei seiner Predigt saßen neben mennonitischen und reformierten Gläubigen auch Christen anderer Bekenntnisse in der mit über 700 Teilnehmern überfüllten Mennonitenkirche und lauschten seinen legendär gewordenen Ausführungen über 2 Petr 3,11. Durch die Beschäftigung mit den Werken Labadies wusste Tersteegen um die Prinzipien des »allgemeinen Priestertums« und verteidigte dieses auch in seinen Briefen immer wieder. Er reiste im Bergischen Land und am Niederrhein umher und besuchte seine Freunde und die kleinen »Stubenversammlungen«, wo er predigte. Eng vernetzt war er mit Gläubigen in Solingen, Elberfeld, später auch Barmen. Auch das Siegerland und Wittgenstein gehörten zu Tersteegens Reisezielen; er unterhielt einen regen Briefwechsel mit etlichen Christen dort.

Alle diese Orte spielten später in der frühen Brüderbewegung wieder eine Rolle. Hier wurde im 18. Jahrhundert ein Fundament gelegt, auf das die »Brüder« im 19. Jahrhundert aufbauen konnten.

Pastor Friedrich Augé beschreibt in seinem Büchlein *Gerhard Tersteegen als Seelsorger* die Versammlungen Tersteegens aus der Sicht eines damaligen Augenzeugen: »Tersteegen pflegte besonders zur Sommerzeit auf dem Lande sonntags nachmittags Versammlungen zu halten. Es ging nach beendetem Nachmittags-gottesdienst zum Ort hinaus. Die hagere Gestalt im braunen Rock mit dem blassen, aber freundlichen Ant-



litz und den leuchtenden Augen mochte jedermann überzeugen, dieser Mann sei ein Freund Gottes. Das Bauernhaus war gewöhnlich bei seiner Ankunft mit Menschen gefüllt, und es mussten Tür und Fenster ausgehoben werden, damit die draußen Stehenden ihn hören konnten. Wenn dann Tersteegen sich hinter den Tisch setzte, auf dem die Bibel lag, entstand eine lautlose Stille, man fühlte die Nähe Gottes und das sanfte Wehen seines Geistes.«

Frauen und Männer saßen in seinen Versammlungen übrigens getrennt, oft in separaten Zimmern. In den Sonntagsversammlungen schwiegen die Schwestern. In einem seiner Briefe beantwortete Tersteegen wohl die Anfrage einer Schwester bezüglich des »Schweigens der Frauen« in der Versammlung. Er lehrte sie, dass, wenn die ganze Versammlung der Frommen zusammenkomme, die Schwestern schwei-

gen sollten. In den Wochenstunden, wo oft nur wenige zusammenkamen, erlaubte er in begrenztem Maß die Beteiligung von Frauen.

Der oben erwähnte sogenannte »Brüdertisch«, um den die leitenden Brüder der Versammlung saßen, ist bis heute auch noch in einigen konservativen pietistischen »Stunden« in Baden-Württemberg üblich.

Die *Geistlichen Brosamen, von des Herrn Tisch gefallen*, eine Sammlung von Mitschriften solcher Versammlungen aus dem letzten Lebensjahrzehnt Tersteegens, geben einen guten Einblick in die geistliche Atmosphäre und Tiefe dieser Stunden. Tersteegens Gebete zeugen von einer tiefen Beziehung zu seinem Herrn und Meister Jesus Christus. Seine Reden sind klar strukturiert und typologisch mit stark erbaulichem Charakter. Er gebraucht mehrere Bibelübersetzungen, gelegentlich bedient er sich des griechischen und hebräischen Grundtextes.

Das Besondere an den Versammlungen, die Tersteegen nach seinem Tod zurückließ, war die christuszentrierte Freiheit, zu der seine »Nachfolger« geführt wurden. Die Beschäftigung mit seiner Literatur führte zu reifen christlichen Charakteren, die schriftzentriert die Lehre von der Wiedergeburt festhielten und so als die »Stillen im Lande«, wie sie genannt wurden, die Brücke zur Erweckungsbewegung im frühen 19. Jahrhundert wurden. Vor allem in der ers-

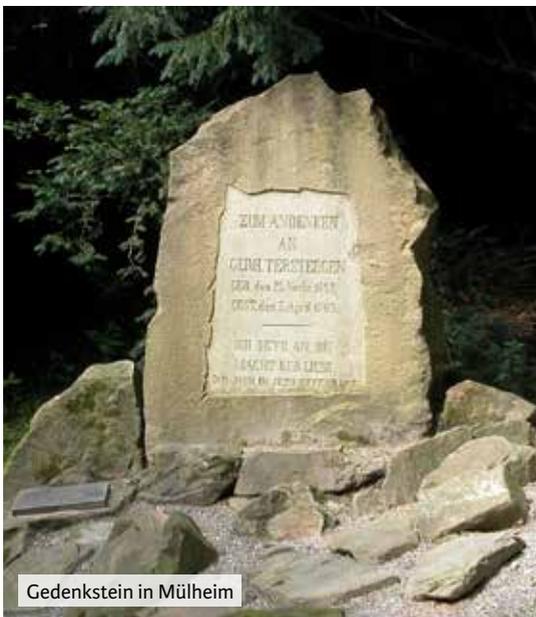
ten großen Erweckung zu Beginn des Jahrhunderts im katholischen Allgäu hatten die Schriften Tersteegens eine große Bedeutung.

Die Boten des 1850 in Elberfeld gegründeten Evangelischen Brüdervereins stießen auf bereits bestehende kleine Konventikel, die von Tersteegen in reformiert-pietistischer Hinsicht geprägt worden waren, aber sehr zurückgezogen lebten. Die eher freie Stellung des Brüdervereins gegenüber den Landeskirchen entsprach sehr der grundsätzlichen Einstellung Tersteegens. Viele der leitenden Brüder des Vereins, allen voran **Hermann Heinrich Grafe** (1818–1869), der spätere Gründer der ersten »Freien evangelischen Gemeinde« in Elberfeld, waren von Tersteegen stark geprägt. Die Pilgerhütte Otterbeck, eine von Tersteegen gegründete »christliche Kommunität« bei Heiligenhaus, wurde von ihrem letzten Besitzer mit tersteegenscher Prägung 1853 dem Evangelischen Brüderverein vermacht – in dem Bewusstsein, dass dieser das Gedankengut und die Gemeinschaftspraxis Tersteegens weiterführen würde.

Als Carl Brockhaus nach seiner Trennung vom Evangelischen Brüderverein in den gleichen Gebieten weiterarbeitete, waren es die alten Kreise der von Tersteegen geprägten Gläubigen, unter denen er zunächst wirkte. Eigentlich gab es zwei Gruppen »Tersteegianer«. Ein Teil der Bewegung war an die Landeskirche angelehnt und besonders an die gläubigen Pfarrer, die von Tersteegen beeinflusst waren. Aber es gab auch sehr kirchenkritische Tersteegen-Kreise, bei denen die Arbeit der »Brüder«, aber auch die der sich entwickelnden Freien evangelischen Gemeinden auf ein offenes Ohr stießen. Die Baptisten mit ihrer starken Betonung der Glaubenstaupe fanden in diesen Kreisen weniger Sympathie, da die Tauffrage für Tersteegen wie auch für die frühe Brüderbewegung und für die Freien evangelischen Gemeinden nur sekundär war.

War das Versammlungsverständnis der frühen Brüderbewegung auch ein anderes als das Tersteegens, so war die Versammlungspraxis, was die »zweite Stunde« und auch die »Wortbetrachtung« und »Gebetsversammlung« anging, im Prinzip die gleiche. Das Zusammenkommen der Geschwister unterschied sich nicht von der Praxis des reformierten Pietismus tersteegenscher Prägung.

Armin Lindenfelser



Gedenkstein in Mülheim

Stephen McQuoid:

Die Gute Nachricht GUT weitergeben

Evangelisation.heute

Dillenburg (CV) 2021

Pb., 240 Seiten

ISBN 978-3-86353-731-9

€ 14,90

»**E**vangelisation war nie einfach, aber ich habe den Eindruck, dass sie immer schwieriger wird.« Dieser Ansicht ist Stephen McQuoid. In *Die Gute Nachricht GUT weitergeben* möchte er Impulse für die Evangelisation im 21. Jahrhundert vermitteln. Der Autor wuchs in einer Missionarsfamilie in Äthiopien auf und ist heute Direktor von *Gospel Literature Outreach*, einer Missionsgesellschaft mit Sitz in Motherwell (Schottland).

Das vorliegende Buch ist die Erweiterung eines früheren Buches des Autors. Ihm war es wichtig, »dass unsere Gemeinden neu motiviert werden, um einer sterbenden Welt das Evangelium zu verkünden, und dass wir alle Mittel einsetzen, um sicherzustellen, dass diese Arbeit getan wird«. Dieses Herzensanliegen ist ihm auf jeder Buchseite abzuspüren, »denn der Fortbestand unserer Gemeinden hängt davon ab, inwieweit wir dem Gebot Christi im Missionsbefehl gehorchen«.

Dabei beschreibt das Buch nicht unbedingt eine perfekte Methode der Evangelisation, was auch nicht das Anliegen des Autors ist. Vielmehr wurde es »von einem durchschnittlichen Christen geschrieben, der sehr gerne über Jesus spricht«. McQuoid möchte dem

Leser Hilfestellungen für den Dialog mit Nichtchristen an die Hand geben. »Als einzelne Christen und als Gemeinde sollte unsere Sorge für die Welt mit der eigenen Umgebung beginnen, indem man die Menschen dort erreicht und zu Jüngern macht«.

Hervorzuheben ist das zweite Kapitel, das Fußabdrücke der Menschheitsgeschichte leicht verständlich zusammenfasst, um deutlich zu machen, welche Denkmotive den Menschen des 21. Jahrhunderts prägen. Der Verfasser plädiert dafür, »Menschen bis zu einem gewissen Punkt zu begleiten, damit sie als reife Christen Verantwortung für ihr eigenes geistliches Leben übernehmen können«. Ihm geht es darum, dass Evangelisation nicht als einmaliges Event anzusehen ist, sondern langfristiges Denken verlangt. Dazu dienen auch die Kapitel 3 und 4, bevor es um konkrete Anregungen zur Evangelisation geht, die in den Kapiteln 5 bis 13 ausführlich thematisiert werden. Gewinnbringend ist auch der Anhang, der auf Sonderfälle in der Evangelisation eingeht, indem er konkret erläutert, wie vier Gruppen angesprochen werden können (Männer, Religionslose, Religiöse, Jüngere).

Das Buch eignet sich für Christen, die die Krise als Chance nutzen möchten, um das Evangelium in ihrer Umgebung auszustreuen. Die Fragen am Ende eines Kapitels helfen, das Gelesene zu reflektieren und praktische Anregungen für die eigene Umsetzung zu erhalten. Ebenso empfiehlt sich die Lektüre Verantwortlichen der Ortsgemeinden, um ihre Predigten evangeliumsorientierter zu gestalten, damit



Evangelisation im Hier und Heute stattfinden kann.

Die Gute Nachricht GUT weitergeben zeigt die große Herausforderung für christliche Gemeinde in der Gegenwart auf. Das Buch hilft dem Leser zu verstehen, wie Menschen heute denken und empfinden, um die Gottlosen dort abzuholen, wo sie stehen. Des Weiteren werden konkrete Möglichkeiten der Begegnung angesprochen, um gemeinschaftlich die frohe Botschaft zu entdecken. Bei alledem ist dem Autor klar, dass »ein guter Apologet zwar überzeugende Argumente für den christlichen Glauben darzulegen vermag, aber er kann einen Menschen nicht von seiner Sünde überführen. Das ist das Werk des Heiligen Geistes. Deshalb müssen wir beten und Gott bitten, die Skepsis unserer Zeit zu durchbrechen und zu den Herzen der Menschen durchzudringen«.

Henrik Mohn

www.lesendglauben.de

Bibel-Entdecken mit der **STARTBLOCK-APP**



Das Problem

- Nach Events oder Freizeiten ebbt bei Jugendlichen die Motivation, ihre Bibel zu lesen, meist schnell ab
- Das Smartphone ist eher Ablenkung als Hilfe
- Viele Bibel-Apps bieten Fast-Food, leiten aber nicht an, in der Bibel zu forschen

Die Hilfestellung

- Eine App mit der Funktion, christliche Events in Form von Bibelkursen als Gruppe oder allein nachzubereiten
- Ein Blog, der aktuelle Inputs von bewährten Autoren zu verschiedenen Themen liefert
- Ziel ist es, zum selbstständigen Bibelstudium anzuleiten und dabei zu helfen, gute Gewohnheiten zu entwickeln

Deine Unterstützung

Wir würden uns sehr freuen, wenn du das Projekt im Gebet mitträgst. Gerne kannst dich bei uns melden, wenn du Zeit hast uns in der Redaktion oder beim Erstellen von Inhalten für die App zu unterstützen. Auch auf finanzielle Hilfe sind wir angewiesen.

Der Verein

Hinter dem Projekt steht der Verein **Startblock – Christliche Medien e.V.**
Gewerbegebiet 7 • 17279 Lychen
info@startblock.app

Spendenkonto

IBAN: DE09 1705 6060 0101 0263 90

www.startblock.app



Gottes Hände – Jesu Hände

Mit seinem kleinen Sohn betrat ein Vater das Geschäft, in dem er einige Kleinigkeiten besorgen wollte. Nachdem der Vater die gekaufte Ware bezahlt hatte, forderte der Angestellte den Jungen auf, eine Handvoll Bonbons zu nehmen. Der Junge aber hielt sich zurück.

»Was ist los?«, fragte der Mann. »Magst du keine Bonbons?«

Das Kind nickte, und lächelnd steckte der Verkäufer seine Hand in das Bonbonglas und stopfte dem kleinen Jungen eine große Portion in die Taschen.

Später fragte der Vater seinen Sohn, warum er nicht gleich zugegriffen hatte, als er dazu aufgefordert wurde.

»Weil seine Hand größer ist als meine«, erwiderte der Junge.

Ein schlauer Kopf! Wenn wir doch von ihm lernen könnten! Gottes Hände sind groß und großzügig. Seine Hand ist so viel größer als unsere. Er tut mehr für uns, als wir uns vorstellen können – wenn wir die Entscheidung ihm überlassen!

Jesu Hände strecken sich aus und schenken Leben. Er nahm ein totes Mädchen bei der Hand und erweckte es zu neuem Leben.

Jesu Hände befreien. Er nahm einen von Dämo-

nen gebundenen, wie tot daliegenden Jungen und stellte ihn wieder her.

Jesu Hände heilen. Er berührte den Aussätzigen, und im selben Moment war sein Aussatz verschwunden.

Jesu Hände vollbrachten Wunder. Sie vermehrten Nahrung und speisten Hungrige.

Jesu Hände breiteten sich aus und brachten Erlösung. Für uns ließ er sie durchbohren!

Jesu Hände vertreiben Zweifel. Er zeigte seinen Jüngern nach der Auferstehung seine durchbohrten Hände, und sie glaubten.

In seiner letzten sichtbaren Handlung auf Erden hob er seine Hände und segnete die Jünger.

All das machte Jesu Hände unschätzbar wertvoll für uns.

Gottes Hände sind so viel größer als unsere. Lasst uns all unsere Anliegen in seine wunderbaren Hände legen. Lasst uns unsere Gaben und Talente in seine Hände legen. Und lasst uns aus seinen Händen reichlich Segen empfangen.

»Er führte sie aber hinaus bis gegen Betanien und hob seine Hände auf und segnete sie. Und es geschah, während er sie segnete, schied er von ihnen und wurde hinaufgetragen in den Himmel.« (Lk 24,50f.)

Autor unbekannt